



3. Juni 1932

## WALTHER MAAS • 2 JAHRE SEIT BRIANDS EUROPAINITATIVE



Am 17. Mai 1930 landte Aristide Briand sein Europamemorandum an die europäischen Regierungen. Sind wir nun seit diesem historischen Akt dem großen Ziel: dem Vereinigten Europäischen Kontinent, näher? Das dürfen wir jetzt, nach 2 Jahren, fragen. Von der Antwort hängt für Deutschland alles ab: namentlich jetzt, da sein Geschick in die Hände einer neuen Regierung gelegt ist.

Man geht bei der Betrachtung am besten von der Mitte des Kontinents aus. Da liegt Deutschland, und der deutsch-französische Gegensatz im Westen, der deutsch-polnische im Osten sind die wichtigsten Probleme in dieser Weltgegend. Die 3 anderen großen Probleme sind randlich: Rußland als aus Europa völlig heraustretende Macht, Italien mit seinem Expansionsdrang nach Südosten, England, das angeichts der Ottawakonferenz auch ökonomisch aus Europa fortgezogen wird und ein Imperium für sich bildet.

Was ist über den deutsch-französischen Gegensatz zu sagen? Am 30. Juni 1930 verließ der letzte französische Soldat das Rheinland. Französische Rechtspolitiker ziehen von diesem Datum eine Linie zum 14. September 1930 mit der Wahl von 107 nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten und erst recht zum 24. April 1932 mit den 8 Millionen nationalsozialistischer Wähler allein in Preußen. Dann kommt in Deutschland das Revisionsgerede, dann das Projekt einer Deutsch-Österreichischen Zollunion. Die Quittung ist die Isolierung des Deutschen Reichs in Genf, ist der Zusammenbruch des internationalen Vertrauens, der sich in den Bankenzusammenbrüchen im Juli manifestiert. Dann reißt Heinrich Brüning über Paris nach London, Pierre Laval und Aristide Briand kommen nach Berlin, ein Deutsch-Französisches Wirtschaftskomitee wird eingesetzt. Aber zwischen Frankreich und Deutschland ist nicht so sehr die Wirtschaft zu bereinigen als die Politik. Nein, auf der Linie der deutsch-französischen Verständigung ist man nicht vorwärts gekommen, eher ein ganzes Stück zurück. Und hier konnte und mußte die Geschichte der deutsch-französischen Entfremdung aufgezeichnet werden<sup>1</sup>.

1) Siehe Stöflinger Deutschland und Frankreich, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 877.

Wie steht es mit Polen? Seit 1925 tobt ein erbitterter Zollkampf zwischen Deutschland und Polen. Der Effekt, weit davon entfernt Polen "auf die Knie zu zwingen", wirkt sich mehr und mehr zuungunsten Deutschlands aus, wie ein Blick auf Schlesiens stillstehende Industrie und Handel zeigt. Breslau hat nahezu den höchsten Prozentsatz an Arbeitslosen. Einen andern Blick werfen wir auf Polens Außenhandelsstatistik: Früher war Deutschland mit mehr als 60 % im Gesamthandel weit an der Spitze, jetzt entfällt kaum  $\frac{1}{4}$  auf es, Amerika und England schreiten ständig vor; nicht zufällig traf ich auf der British Industrial Fair polnische Aufkäufer, einen davon hatte ich noch 1927 in Leipzig gesehen. Mit Mühe konnten die schlimmsten Folgen weiterer Handelsabschnürung bei der Einführung des "Obertarifs" abgewehrt werden, aber Polens Einfuhrbeschränkungen wuchsen. Die politischen Beziehungen sind so, daß man 1000 gegen 1 wetten kann auf internationalen Konferenzen selbst bei den trivialsten Prozedurfragen Polen und Deutschland in verschiedenen Lagern zu finden. Ein weiteres Beispiel bot der Memellandkonflikt<sup>2</sup>, der nahe daran war die an sich guten deutsch-litauischen Beziehungen für immer zu vergiften. Es ist der wachsende Nationalismus, der alles dies verurlicht; über seine Auswirkungen in Lettland habe ich mich hier am 7. Dezember 1931 ausgelassen<sup>3</sup>. Litauen, Lettland, Estland verhandelten Jahre hindurch über Zollunionen, Präferenzen. Nichts kam heraus. Autarkiestreben auch hier, Subsidien, Handelsbeschränkungen. Die Weltwirtschaftskrise bringt die Leute zur Befinnung. Panbaltija ist die Lösung, die Lettlands ehemaliger Gesandter in Moskau Karl Ozols in der größten lettischen demokratischen Zeitung Jaunakas Sinas ausgab: wirtschaftlicher, nicht bloß zollpolitischer Zusammenschluß der 3 baltischen Staaten, zwischenstaatlicher Wirtschaftsausgleich, ein Warenclearing. Gleichzeitig stellt der Pressechef des lettländischen Außenministeriums Alfred Bihlman ein Programm für einen gemeinsamen Wirtschaftsplan auf: im Innern der Staaten freie Wirtschaft, nach außen Staatswirtschaft, Außenhandelsstellen, gemeinsame Schifffahrtlinien, gemeinsame Baltische Exportbank, Konzentrierung der Industrien, Ausgleich der Währungen, der Zölle, Monopole, Wirtschaftsgesetzgebung. Dies alles als Vorbereitung der Vereinigten Staaten des Baltikums.

Zusammenfassungsbefrebungen sind auch an einer andern Ecke Europas zu finden: Belgien und Holland verhandeln. Die ersten hier waren die Rotarier beider Länder, sie ließen den belgischen Minister Albert Devèze und den holländischen Professor H. T. Colenbrander referieren; dieser kam ausgerechnet auf die Flamenfrage zu sprechen. Wichtiger ist die Initiative der Holländischen Handelskammer in Belgien. Sie ließ den Holländer Posthuma und den Belgier Pierre Forthomme eine Broschüre über eine Zollunion verfassen. Durch eine solche würde ein Wirtschaftsgebiet mit 16 Millionen Einwohnern entstehen, und bei gemeinsamer Kolonialverwaltung das zweitgrößte Kolonialreich. Belgiens Handel umfaßt heute 2,6 % des Welthandels, Hollands 2,9 %, zusammen also 5,5 % (Deutschland hat 9,6, Frankreich 6,6, Italien 2,9 %). Beim Zusammenschluß würde auch die Scheldefrage, das heißt die Konkurrenz zwischen Antwerpen und Rotterdam, bereinigt werden. Forthomme sieht schon die weitere Zollunion Holland-Belgien-Frankreich. Das sind gute Zukunftsideen. Zunächst müssen wir aber die Gegenwart betrachten, wozu wir den Rhein aufwärts und dann die Donau abwärts gehen wollen.

2) Siehe die Rundschau *Nationale Bewegung*, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 461.

3) Siehe *Maas Nationen zwischen Weichsel und Düna*, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 II Seite 1182.

Ein Schlaganfall lähmt zuerst die Extremitäten, langsam oder schneller schreitet der Tod zum Herzen vor. Die empfindlichste Stelle Europas war seit je die Balkanhalbinsel mit dem anschließenden Donaugebiet. Die Donaustraße zogen Hunnen, Awaren, Ungarn, Türken ins Herz Europas. Dann war dieses Gebiet das Kraftlinienfeld für den russischen und den habsburgischen Pol, kurzschlußartig entstand hier der Weltkriegsbrand. Auch heute ist diese Gegend ein Kraftlinienfeld: Italienische, französische und deutsche Linien laufen durcheinander. Die Länder hier sind agrarisch. Die Probleme dieses Agrareuropas heißen Lösung, die Selbsthilfe, die durch die Namen der Konferenzen von Sinaja, Bukarest und Warschau angedeutet sei, wurde hier kritisch beleuchtet<sup>4</sup>. Eine andere Lösungsmöglichkeit schien in den Balkankonferenzen gegeben, worüber hier im Februar und März berichtet wurde<sup>5</sup>. Aber sie gaben nur Anfänge, und inzwischen frißt der Elendswurm sich tiefer.

Die Donaustaaten sind am finanziellen Zusammenbrechen. Frankreich ließ den Regierungen 7,3 Milliarden Francs, französische Banken haben hier 3 bis 4 Milliarden Francs kurz- und langfristiger Kredite stehen, englisches, italienisches und deutsches Kapital kommt hinzu. Und dabei können diese Staaten kein Geld schaffen, wenn sie nicht ihre Agrarprodukte zu einigermaßen wirtschaftlichen Preisen verkaufen können. Da sind wir nun mitten drin in der Tagespolitik: Donaueuropa, der Tardieuplan, das sind jetzt die Vokabeln des Zeitungslesers. Aber die Probleme sind alt. Und es ist merkwürdig bestellt mit den Auswärtigen Ämtern: Im Foreign Office dachte man bis nach 1900 noch in den Begriffen des Krimkriegs, und so sind aus der Wilhelmstraße und dem Ballplatz die Manen Friedrich Naumanns noch nicht verschwunden, das enge Mitteleuropa des Weltkriegs spuckt noch. In Österreich ringen Anschlußgegner und Anschlußfreunde. Ein Führer der letztgenannten war der Bundeskanzler Johann Schober, den der Legitimist Ignaz Seipel nach der Zollunionsaffäre stürzte. Sein Nachfolger Karl Buresch richtete, da der Finanzzustand Österreichs sich weiter verschlechterte, am 16. Februar 1932 an die Regierungen Frankreichs, Englands, Deutschlands und Italiens einen Hilferuf. Damals kam André Tardieu grade an den Quai d'Orsay. Er sandte am 26. Februar eine Note nach London, Rom, Berlin, Prag, Wien, Budapest, Belgrad, Bukarest, in der eine Zusammenarbeit aller Staaten zur Lösung der Probleme vorgeschlagen wurde. Deutschland und Italien antworteten schriftlich, England mündlich, als Sir John Simon zum Begräbnis Briands am 12. März nach Paris kam. Damals wurde auch der 4. April als Termin für den Besuch Tardieus in London festgesetzt. Als er dorthin kam, hieß es in der italienischen und deutschen Presse, die Entente sei wieder aufgelebt. Demgegenüber ist die Erklärung MacDonalds wichtig: Ein Land könne es nicht schaffen, 2 Länder können es nicht schaffen. Und Tardieu betonte:

»England und Frankreich haben gleiche Verantwortung, moralisch wie politisch, beruhend auf den Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, und den gleichen Aspirationen ihrer Bürger für eine Ära von Frieden, fair play und Arbeit. Das ist der Geist, in dem unsere Zusammenkunft beschlossen wurde, und ich bin sicher, daß es auch der Geist der Viermächtekonferenz am Mittwoch sein wird, wie es gestern war, und wie es morgen sein soll: der Geist unserer Zusammenarbeit in Genf und etwas später in Lausanne.«

Sollte man eine Konferenz der 5 Donaustaaten einberufen und diese ein gemeinsames Wunschprogramm vorlegen lassen, oder sollten die 4 Groß-

<sup>4</sup> Siehe *Maas* Das andere Europa, in den Sozialistischen Monatsheften 1931 I Seite 237.

<sup>5</sup> Siehe *Maas* Balkanprobleme und Die Balkankonferenzen, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 129 und 233.

mächte sich erst über die zu ergreifenden Maßnahmen einig werden, die man dann den Donaufstaaten als Grenzlinie ihrer Aspirationen bekannt gäbe, oder sollte gar eine Neunmächtekonferenz stattfinden? Dies sollte eine Viermächtekonferenz entscheiden, die vom 6. bis zum 9. April in London tagte. Die französisch-englischen Unterhaltungen waren als Vorpiel gedacht. Das zeigt auch das über sie ausgegebene Communiqué:

»Die Diskussion betraf vor allem die ökonomischen und finanziellen Schwierigkeiten der Donaufstaaten. Die Minister beider Länder waren der Meinung, daß die untersuchten Probleme nur durch allgemeine Vereinbarungen internationalen Charakters gelöst werden können, und daß daher nahe und herzliche Zusammenarbeit der 4 Mächte, die am Mittwoch zusammen kommen, notwendig ist... Die britische und die französische Regierung haben die Hoffnung, daß es möglich sein wird durch schleunigst beschlossene Maßnahmen, bei Berücksichtigung der legitimen Interessen dritter Mächte, eine wirtschaftliche Verständigung der Donaufstaaten herbeizuführen und die Herstellung von Verhältnissen zu erleichtern, die geeignet sind das Gleichgewicht und die Stabilität dieser Gegend Europas zu gewährleisten.«

Der Tardieuplan sah eine Zollunion zwischen den Donaufstaaten vor. Über das Ziel der Londoner Konferenz schrieb der Temps am 6. April:

»Diese Staaten [die Donaufstaaten] müssen, um einen wirtschaftlichen Zusammenbruch von unberechenbaren Folgen zu verhüten, vor Mai unterstützt werden. Nur Frankreich und Großbritannien können diese notwendige Hilfe leisten, und das ist der Grund dafür, daß es nur verständig wäre, wenn sie sich vorläufig über die zu wählenden Methoden einigten. Aber es ist klar, daß es nutzlos wäre solche Hilfe zu geben, ohne eine gewisse Garantie, daß sie wirksam ist, und nichts wäre dümmere als guten Wein in einen zerbrochenen Krug zu gießen. Ein gefunder Rahmen für eine ökonomische Rekonstruktion muß daher geschaffen werden, und das geschieht durch ein System von Zollpräferenzen. Hierfür ist die Zustimmung der 4 interessierten Mächte (Frankreich, England, Italien und Deutschland) notwendig, da sie ihr Meistbegünstigungsrecht aufzugeben haben werden.«

Doch ist bei der Lage der Dinge zu sagen, daß der Verzicht auf die Meistbegünstigungsklausel vor allem Deutschland angeht. Wir wollen die Bedeutung des Donaumarkts für Deutschland hier gleich durch einige Zahlen erhärten. 1930 betrug der Wert der Gesamteinfuhr der 5 Donaufstaaten 4402 Millionen Mark. Davon kamen aus Deutschland 1052 Millionen oder 24 %, aus Italien 231 Millionen oder 5,2 %, aus Frankreich 167 Millionen oder 3,8 %. Die Gesamtausfuhr der Donaufstaaten hatte einen Wert von 4277 Millionen Mark. Davon ging nach Deutschland der Wert von 637 Millionen oder 15 %, nach Italien der Wert von 426 Millionen oder 10 %, nach Frankreich der Wert von 176 Millionen oder 4,1 %. Der Verkehr der Donaufstaaten unter einander betrug 40 %. Die Londoner Konferenz wurde jäh abgebrochen. Die Frage, wer die Schuld an diesem Mißerfolg trägt, bleibe unerörtert. Zunächst wird durch die diplomatischen Kanäle weiter verhandelt. Frankreich wird das Donauprojekt auch unter der neuen Regierung nicht aufgeben. Der Tardieuvorschlag sollte nur die Tendenz dessen umschreiben, was zu erstreben war. Im einzelnen wird er noch abgeändert und den Interessen auch der an ihm teilnehmenden Großmächte angepaßt werden müssen. Aber der Grundzug wird erhalten, denn er ist im Prinzip der des von Briand vertretenen Europaplans. Und darum sollte grade Deutschland, wie hier bereits ausgeführt wurde<sup>6)</sup>, ihn in seinem eignen wie im gesamteuropäischen Interesse fördern, freilich auch darauf sehen ihn konstruktiv so zu gestalten, daß man den Donaufstaaten hilft, ohne daß der deutschen Wirtschaft daraus zugunsten anderer, günstiger gestellter Länder ein Nachteil erwächst.

6) Siehe Cohen Die deutsche Politik beim französischen Donauplan, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 305.

Es ist manchmal recht gut sich die europäischen Verhältnisse unter dem Prager Gesichtswinkel anzusehen. Der Vertrag von Saint-Germain sah schon Präferenzen für die Nachfolgestaaten des Habsburgerreichs vor, um die Zerschneidung des Wirtschaftsgebiets nicht zu einer tödlichen Operation für alle Teilnehmer werden zu lassen. In den ersten Jahren hat Eduard Benesch alles getan, um den politischen Schnitt gegen Wien wirtschaftlich zu vertiefen und so die Gefahr zu bannen, daß die alte Kaiserstadt doch im Spiegel der Politik die Hauptstadt des Wirtschaftsgebiets bleibe. Erst als Prag sich lebensfähiger als Wien erwies, konnte Benesch größere Perspektiven ins Auge fassen. Wie er dann in den Nachkriegsjahren im kontinentaleuropäischen Sinn gewirkt hat, ist den Lesern der Sozialistischen Monatshefte bekannt. Am 31. März wurde im Prager Abgeordnetenhaus von allen Rednern festgestellt, daß ohne Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland an eine mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft nicht zu denken sei. Sollte Deutschland die landwirtschaftlichen Überschüsse Mitteleuropas aufnehmen, so müsse es auch die Gewähr haben seine Industrieerzeugnisse verkaufen zu können. Es wäre zweckmäßig, wenn sich die Tschechoslowakei mit Deutschland in Verbindung setze, denn beide Staaten hätten das gemeinsame Interesse ihre Industrieerzeugnisse in den Donaustaaten abzusetzen. Der Prager Korrespondent des Temps berichtete nach dem Fiasko der Londoner Konferenz, die Tschechoslowakei würde nun eine neue Kombination zu einer regionalen Entente im Donaubecken suchen, nämlich ein enges wirtschaftliches Zusammengehen mit Polen. Die Tschechoslowakei würde mehr Vorteile als Nachteile haben; auf dem Gebiet des Viehhandels zum Beispiel habe sie ein Defizit zu decken, das größer ist als der gesamte polnische Export. Die polnische Lösung habe jedenfalls nun in Prag an Bedeutung gewonnen.

Damit kommen wir auf die Haltung Polens, über die der Warschauer Berichtsfasser der Vossischen Zeitung am 22. März meldete:

»Die Donaupläne Tardieus haben Außenminister Zaleski und seinen ständigen Stellvertreter, Oberst Beck, nach Paris eilen lassen, wo sie seit mehreren Tagen über Modifikationen des Plans verhandeln, die den polnischen Bedürfnissen Rechnung tragen sollen. Polen, so wird in Warschauer unterrichteten Kreisen dazu erklärt, ist ein zu großes Land und wirtschaftsgeographisch nach zu vielen Richtungen hin interessiert, um als Teilnehmer an einer "Donauföderation" in Frage zu kommen. Aber Polens Einfuhr aus den 5 Staaten Österreich, Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien und Ungarn betrug vor dem Krisenjahr 1931 zusammen rund 15 % seiner Gesamteinfuhr. Seine Ausfuhr nach diesen Ländern aber erreichte  $\frac{1}{4}$  des polnischen Gesamtexports. Aus diesem Grunde könne die polnische Diplomatie verlangen, daß sie auf die endgültige Form des neuen handelspolitischen Zusammenschlusses im Donaauraum ebenso Einfluß nehmen dürfe wie etwa Deutschland oder Italien.«

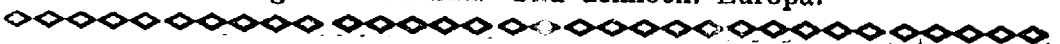
Während der Londoner Konferenz meldeten Polen und auch die Schweiz offiziell den Wunsch an, endgültige Entscheidungen möchten ohne ihr Wissen nicht getroffen werden. Aber es kam ja zu keinen Entscheidungen.

Da die Politiker unfähig zu sein schienen, wollten die Geschäftsleute ein Beispiel geben: Die Internationale Handelskammer rief zu einer Tagung in Innsbruck vom 16. bis zum 19. April. Zum erstenmal wandte sie sich nicht an alle Staaten sondern nur an Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Österreich, Rumänien, Jugoslawien. Der französische Kohlenindustrielle Henri Peyerimhoff de Fontenelle wurde zum Präsidenten gewählt. Er erklärte: Die Briand'sche Europakommission habe erkannt, daß es für eine alleuropäische Lösung noch zu früh sei, daher habe sie bilaterale und multilaterale Präferenzverträge vorgeschla-

gen. Diese eignen sich besonders gut für die Donaufstaaten, die früher innerhalb der Österreichisch-Ungarischen Monarchie schon ein Zollgebiet gebildet haben. Opfer seien von allen, besonders von den Großmächten, zu bringen, um schweres Unheil zu verhüten. Die Opfer sollten gleich sein, nach kurzer Zeit würden dann die Gewinne aus der Konsolidierung die Verluste überwiegen. Der britische Delegierte Owen Jones warnte die Konferenz vor Hoffnungen auf Unterstützung durch die Londoner City. Es seien keine Fonds zu Anleihen vorhanden. Man müsse kräftige Sparmaßnahmen anwenden. Gefährlich seien "stillschweigende Handelsverträge", das heißt Durchbrechungen des Prinzips der Meistbegünstigung zugunsten gewisser Staaten für die Gewährung anderer, politischer oder wirtschaftlicher Vorteile. Im Lauf der Debatte kristallisierten sich 4 Pläne. Die Österreicher waren gegen endgültige Schemata und mehr für Augenblicksmaßnahmen, für Vorzugszölle für den österreichischen Gesamtexport und den Agrarexport von Ungarn, Rumänien, Jugoslawien. Die übrigen Vertreter aus dem Donaubegebiet sprachen sich für den Tardieuplan aus. Die Polen erklärten, man müsse 3 Zonen unterscheiden: Innenzone einheitliches Wirtschaftsgebiet der Donaufstaaten, Außenzone die Weltmächte, dazwischen die Mittelzone Italien, Deutschland, Polen mit besonderen Präferenzen. Die Deutschen sprachen sich für ein System von Absatzgarantien für den südosteuropäischen Agrarüberschuß aus, ohne daß dabei direkt ein Gebiet für die Übernahme solcher Garantien bestimmt würde. Ein wichtiges Ergebnis war, daß sich die Ungarn gemeinsam mit der Kleinen Entente für den Tardieuplan aussprachen, den übrigens ein französischer Delegierter für keineswegs exklusiv oder starr erklärte, worauf die Deutschen erwiderten, sie lehnten ihn durchaus nicht in Baulch und Bogen ab, doch müsse er eben im einzelnen sehr genau geprüft werden.

Der ehemalige ungarische Staatssekretär Elemer Hantos, Volkswirtschaftsprofessor und langjähriger Kämpfer für den Zusammenfußgedanken, stellte nach der Innsbrucker Konferenz folgendes Programm auf: Die 5 Donaufstaaten sollten sich verpflichten die Zölle, an denen Italien und Deutschland interessiert sind, für längere Zeit nicht zu erhöhen. Ferner sollen für diejenigen Artikel, in denen Deutschland zu mehr als 50 % Lieferant ist, an Deutschland, Italien und Polen Zollreduktionen gewährt werden. Finanzpolitisch schlägt Hantos eine Art Gemeinbürgerschaft der Währungen der Donaufstaaten vor. Übrigens gehen von dem deutschen Gesamtexport zwar 11 % in alle 5 Donaufstaaten, aber nur 3½ % in die nichttschechoslowakischen Gebiete, nur diese würden beim »reinen« Tardieuplan bedroht sein.

Bedenken wir zum Schluß die Worte, die Eleutherios Wenizelos neulich dem Völkerbundsrat zurief: Wenn die Großmächte nicht fähig sind sich zu einigen, wenn sie nicht solche Maßnahmen ergreifen können, die den endgültigen und wirklichen Frieden der Welt sichern und Ländern helfen, die durch den weltweiten Preisturz in Schwierigkeiten sind, dann freilich wird unser aller Zukunft dunkel sein. So der griechische Staatsmann, der sich unvergängliche Verdienste um sein Land erworben hat. Wir sehen: Stückwerk hilft nicht mehr. Nur der Vereinigte Europäische Kontinent wird die Schwierigkeiten aus dem Weg räumen. 2 Jahre verstrichen bereits seit der Briandschen Initiative. Die Völker Europas haben sich in dieser Zeit eher von einander entfernt, als daß sie einander näher gekommen sind. Und dennoch: Europa!



## CARL MIERENDORFF · DEUTSCHLAND VOR LAUSANNE



**K**NAPP 3 Wochen vor dem Beginn der Lausanner Konferenz mußte das Kabinett Brüning plötzlich zurücktreten. Höchst unerwartet für Millionen deutscher Republikaner. Denn von außen gesehen schien die Position Brünings, gestützt auf das Vertrauen des Reichspräsidenten, noch bis vor wenigen Wochen stark und unerschütterlich. Uns kommt sie nicht überraschend. In immer stärkerem Umfang hat Heinrich Brüning durch die von ihm getriebene Politik seine Position unterminiert. Die Artikel in den sozialistischen Monatsheften waren eine fortlaufende Kette von Warnungen an ihn sich nicht das eigne Grab zu graben.

2 Jahre hat die Ära Brüning gewährt. Ihr Reichtum an Ereignissen und ihr Mangel an Tat machen eine ausführliche Bilanz erforderlich. Aber positiv war diese Kanzlerschaft im Endeffekt leider nicht. Stets bestrebt in einer unentschiedenen Stellung gegenüber den Parteien zu verharren, statt sich entweder für links oder für rechts zu entscheiden, waren alle Entscheidungen und Maßnahmen dieser Regierung, vor allem in der von keiner glücklichen Hand geführten Außenpolitik, auf falschen Berechnungen und politischen Trugschlüssen aufgebaut. Und nun ist dieses Kabinett, das sein Leiter schon »100 Meter vor dem Ziel« wähnte, zusammengebrochen. Nicht ein Votum des Parlaments, sondern die hinter den Vorhängen der deutschen Politik arbeitenden unsichtbaren Kräfte haben es gestürzt. Damit kommt nur zum Ausdruck, auf welche Nebenrolle der Deutsche Reichstag heute herabgesunken ist. Wird sich der deutsche Parlamentarismus jemals wieder erheben? Wird auf dem Vertrauen seiner Mehrheit das neue Kabinett basieren? Um es zu erhalten, schreibt der neue Reichskanzler Franz von Papen eine Neuwahl des Reichstags aus. Aber mittlerweile soll die Reparationskonferenz in Lausanne beginnen, und die deutsche Regierung, die dort verhandeln will, bedarf dringend der Aktivlegitimation, um verhandlungsfähig zu sein. Denn es hängt von der Lausanner Konferenz ungeheuer viel für das deutsche Volk ab.

Im richtigen Gefühl von der großen Bedeutung dieser Konferenz blickt deshalb ganz Deutschland mit ungeheurer Spannung Lausanne entgegen. Noch von keiner Konferenz wurde so viel wie von dieser erhofft. Mit um so größerer Belohnung gehen alle, die etwas tiefer in die Zusammenhänge hineinzufahren glauben, Lausanne entgegen. Das Mißverhältnis zwischen den Möglichkeiten und den in Deutschland verbreiteten Erwartungen ist so groß, daß auch beim günstigsten Ausgang noch immer ein ungedecktes Defizit an enttäuschten Hoffnungen von beträchtlicher Höhe zurückbleiben dürfte.

Die überwiegende Mehrzahl der Deutschen erwartet von dieser Konferenz die "Endlösung", den "Schlußstrich unter die Reparationen", die "Erledigung des Youngplans", oder wie immer man es formulieren mag. Heinrich Brüning hatte als Reichskanzler durch verschiedene offizielle Äußerungen den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Ausgangs grade in den letzten Wochen nachdrücklich unterstützt. Er hat den Millionen der Wundergläubigen (anders kann man den Zustand kaum nennen) jene fast psychotisch anmutende Sicherheit gegeben, wir seien nur noch 100 Meter vor dem Ziel, und es gälte in den letzten 5 Minuten nicht weich zu werden. Würde, so glaubte der

Zeitungsleser, ein Mann wie Heinrich Brüning mit solcher Bestimmtheit so rückhaltlos sprechen, wenn er nicht wirklich innerlich fest von der Richtigkeit und Erfolgsmöglichkeit überzeugt wäre? Wie sollte man sonst eine Rede wie die im Reichstag vom 11. Mai 1932 erklären? Sie hatte ihre Vorläuferin in der hier bereits vor 4 Wochen erwähnten, am 8. Mai vor dem Berliner Verband der Auswärtigen Presse (das ist die deutsche Provinzpresse) gehaltenen Ansprache. Sie lag auf der selben Linie und unterstrich vor aller Welt noch schärfer die vor den Provinzblättern eingenommene Haltung in der Reparationsfrage als dem Angelpunkt der gesamten internationalen Problematik. Es waren Worte von historischer Bedeutung, die Brüning im Reichstag sprach: »Der Baseler Sachverständigenausschuß und der Beratende Sonderausschuß, beide von den beteiligten Regierungen eingesetzt und beauftragt, haben schon vor vielen Monaten den dringenden Appell an die Regierungen gerichtet ohne Verzug zu den notwendigen Entschlüssen zu kommen. Die deutsche Regierung hat sich daher damals mit allem Nachdruck dafür eingesetzt die Reparationskonferenz schon im Januar dieses Jahres herbeizuführen; leider vergeblich. Wieder sind kostbare Monate verloren gegangen. Jetzt sind die Blicke und Hoffnungen der Welt auf alle gerichtet. Die Auffassung der Reichsregierung ist in der Welt überall bekannt; an ihr hat sich seit unserer Debatte im Februar hier im Hause nichts geändert. Ich kann mit Genugtuung feststellen, daß diese Auffassung seither in weitem Maße an Boden gewonnen hat. In sehr vielen Ländern, auch in solchen, die unsere Gläubigerländer sind, hat nicht nur die öffentliche Meinung, sondern haben auch die Regierungen sich dazu durchgerungen, daß eine völlige Streichung der politischen Schulden die wichtigste Voraussetzung für die Rettung aus der jetzigen wirtschaftlichen und sozialen Not und für die Anbahnung eines neuen Aufstiegs ist.«

Und etwas später kamen die entscheidenden Sätze:

»Freilich ist das noch nicht der Standpunkt aller beteiligten Regierungen. Wenn diese Regierungen auch zugeben, daß Deutschland nach Ablauf des Hooverjahres keine Reparationen zahlen kann, so wollen sie doch an der Hoffnung festhalten, daß Deutschland später, nach einer Reihe von Jahren, die Zahlungen wieder aufnehmen oder zum mindesten noch eine Restzahlung, eine Abschlagszahlung aufbringen könnte. Mir scheint, daß diejenigen, die von solchen Erwartungen ausgehen, sich keine Rechenschaft davon geben, daß Voraussetzungen, von denen künftige Zahlungen abhängen würden, in Wahrheit gar nicht vorstellbar sind.«

Auf eine einfache Formel gebracht heißt das doch wohl: Die deutsche Politik wird jedes Moratorium, einerlei von welcher Art und welcher Dauer, wegen der dahinterstehenden Wiederaufnahme der Leistungen in Form der Youngzahlung oder einer irgendwie ermittelten Restzahlung ablehnen.

Bei solcher Bestimmtheit gibt es nur eine Frage: Ist dieses Ziel erreichbar? Die Tatsachen sehen anders aus. Es muß als ausgeschlossen gelten, daß irgendeine französische Regierung auf eine solche "Lösung" der Reparationsfrage eingehen, das heißt auf die Wiedergutmachung der Kriegsverwüstung verzichten könnte. Am allerwenigsten, wenn sie ihr abgezwungen werden würde. Die in dieser Hinsicht in Deutschland nach der französischen Kammerwahl erstaunlich weit verbreitete Selbsttäufchung ist bald zerplatzt. Es steht nunmehr wohl unumstößlich fest, daß auch eine Linksregierung unter der Führung Edouard Herriots, wie in den Sozialistischen Monatsheften stets gesagt wurde, außenpolitisch nicht mehr tun kann und nicht mehr tun wird als die Verlängerung eines Moratoriums unter prinzipieller Aufrechterhaltung der deutschen Verpflichtungen zur Leistung der Wiederaufbaukosten. Die öffentliche Meinung, die in Frankreich wie in keinem andern Land der Welt der entscheidende politische Faktor ist, würde es einfach nicht dulden. Selbst die Sozialisten können es nicht wagen im Hinblick auf die Gefahr dem Hitlerismus ein Geschenk zu machen. Es war nicht schwer diese Dinge vorauszu-



lehen. Um so schlimmer ist die die deutsche Öffentliche Meinung fast restlos beherrschende Vorstellung, Frankreich werde sich dennoch bescheiden, wenn von Deutschland nur energisch und hartnäckig genug "gedrückt" werde. Die gesamte deutsche Presse hat, mit verschwindenden Ausnahmen (zu denen leider die offiziellen Blätter der Sozialdemokratie nicht gehören), nichts getan, um diesen Kardinalfehler rechtzeitig aus dem Bewußtsein der Öffentlichkeit auszumerzen. Erst am Tag nach der Mairede Brünings im Reichstag raffte sich die Kölnische Zeitung zu einer Betrachtung auf, in der immerhin zwischen den Zeilen einige Fragezeichen zu dieser Politik gemacht wurden, die so stolz davon sprach, daß man »100 Meter vor dem Ziel« (der Reparationsstreichung) angekommen sei. Sie machte wenigstens jetzt einmal darauf aufmerksam, daß »von Bedeutung die Regierungsbildung und die Regierungserklärung in Frankreich sein werden, denn von Frankreichs Bereitschaft zu einem Verzicht auf seinen angeblichen "Rechtstitel" wird es abhängen, ob die Lausanner Konferenz mit einem Erfolg oder mit einem Mißerfolg endet«. Diese Kritik ist sehr zurückhaltend. Aber sie stand trotzdem völlig vereinzelt da. Nicht einmal ein Blatt wie die Frankfurter Zeitung konnte sich dazu aufschwingen. Diese hielt es für richtiger den Staatsmännern Frankreichs gut zuzureden, sie möchten endlich ihre obstinate Haltung aufgeben, denn:

»Die Gedanken, die der Kanzler zu den großen Themen der Außenpolitik, zum Problem der Abrüstung und zu dem der Reparationen darlegte, sind nun beinahe klassisch geworden und erübrigen das Kommentar. Wir glauben, daß ihnen eine objektive Kraft innewohnt, und daß infolgedessen diese Gedanken sich werden verwirklichen müssen. Das gilt für den Gleichberechtigungsgedanken, den Deutschland in der Abrüstungsfrage entwickelt, das gilt für die deutsche Auffassung zu den Reparationen. Wir sind überzeugt, daß zum Beispiel in Frankreich niemand ernsthaft noch daran glaubt, es werde möglich sein aus Deutschland weitere politische Zahlungen zu beziehen.«

Ist es erlaubt eine solche Unterrichtung der Öffentlichen Meinung noch Politik zu nennen? Als wäre jemals das gute Zureden eine erfolgreiche Waffe im politischen Kampf gewesen. Dieser Mangel an Mut (an einen Mangel an Einlicht wagt man kaum zu glauben) hat sich, wie Brünings Sturz zeigt, bitter gerächt.

Bleibt die Hoffnung auf die berühmte englische Karte. Hatte man insgeheim vielleicht gehofft sie diesmal wirklich mit Erfolg auspielen zu können, so steht heute bereits wiederum mit abfoluter Sicherheit fest, daß dieser Trumpf nicht sticht. Es ist fast erschütternd zu sehen, wie die selben Zeitungen, die monate-, ja beinahe jahrelang den Blick ihrer Leser hoffnungsweckend nach England gerichtet haben, in den Wochen nach der Mairede Heinrich Brünings in ihren Meldungen aus London nun diesen selben Lesern eine Enttäuschung nach der andern bereiten müssen. Nun die britische Politik aus dem Kanalnebel ins Tageslicht getreten ist, zeigt es sich, daß England nicht daran denkt die Partei Deutschlands zu ergreifen. Es vermittelt. »Man könnte ein Schema ausarbeiten, das vielleicht durch Vereinbarungen über die Zahlung einer endgültigen runden Summe die französischen Kompensationsforderungen mit der von Deutschland benötigten Erleichterung in Einklang bringen könnte«, schrieben die Times am 24. Mai. »Vorläufige Verlängerung des Hoovermoratoriums bis nach den amerikanischen Präsidentschaftswahlen« schlägt der diplomatische Korrespondent des Observer am 22. Mai vor. Es macht einem so weit rechts stehenden Blatt wie dem Darmstädter Tageblatt, einem typischen großbürgerlichen Provinzblatt, alle Ehre, wenn in dem Leitartikel seines Chefredakteurs wenige Tage nach der Reichstagsrede des Kanzlers über die deutsche Stellung in Genf und Lausanne immerhin geschrieben wurde:

»Daß trotzdem die Ausichten, zum mindesten im Augenblick, nicht allzu günstig sind, muß dem deutschen Volk mit aller Deutlichkeit gesagt werden. Nichts wäre gefährlicher wie Illusionen. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die Genfer Abrüstungskonferenz überhaupt ein für Deutschland irgendwas brauchbares Resultat zeitigt. In der Reparationsfrage ist der Widerstand Frankreichs gegen eine vernünftige Lösung heute noch ebenso stark wie von jeher . . . Bei dieser Lage werden wir gut daran tun von der Unterstützung der anderen Mächte, insbesondere von Amerika und England, nicht allzuviel zu erwarten. Herr Stimfon war bei seiner Europareise von Herrn Norman Davis begleitet, der uns Deutsche noch niemals geliebt hat, und der auch heute noch auf französische Zahlungen an Amerika hofft, wenn nur wir gezwungen würden weiter an Frankreich zu zahlen. Außerordentlich undurchsichtig ist auch die Haltung Englands. Etwa allwöchentlich gehen Nachrichten durch die Presse von angeblich neuen Reparationsplänen Englands, die nur schwer mit einander in Einklang zu bringen sind.«

Um so bezeichnender ist es für die Psychose, die Deutschland gegenwärtig erfaßt hat, wenn die selbe Zeitung trotzdem den Kehrreim der dicken 2spaltigen Überschriften unermüdlich wiederholt, die da wörtlich lauten:

»Keinen Pfennig mehr für Reparationen! Deutschland muß Nein sagen. Die deutsche Forderung muß heißen: Sofortige und völlige Streichung der deutschen Tribute, kein Moratorium!«

Wenn man aber für eine solche Politik überhaupt eine reale Basis zu finden sucht, so könnte dafür lediglich ein aus Amerika kommender Vorschlag in Frage kommen. Er ist in der Öffentlichkeit so gut wie gar nicht erörtert worden. Sein Vater scheint nicht weit von dem Vater des Kelloggpakts entfernt zu wohnen. Er besagt ungefähr folgendes: Man solle die politischen Schulden streichen, sie trotzdem aber bezahlen, indem von dem Zinsendienst für die privaten Schulden in den nächsten 10 bis 15 Jahren ein Betrag abgetrennt wird (in Höhe von einigen Hundert Millionen Mark), der zwischen Frankreich und Amerika zur Abdeckung der politischen Schuld anteilmäßig aufgeteilt würde. Der Sinn des Ganzen ist: Die amerikanischen Bankiers, die wissen, daß die amerikanische Öffentlichkeit keineswegs gelonnen ist sie für ihre Risikogeschäfte aus der Tasche des Steuerzahlers schadlos zu halten, indem die politischen Schulden gestrichen, die privaten aber voll zurückgezahlt werden sollen, machen einen Vorschlag zur Güte. Sie stellen großmütig einige Prozent der ihnen zukommenden Zinsen, um des lieben Weltfriedens willen, zur Verfügung. Es scheint uns ausgeschlossen, daß man auf einen solchen Vorschlag ernstlich eingehen könnte. Die Lösung wäre weder reell, weil damit ja nicht die Zahlung sondern nur der Name für die Zahlung, gestrichen würde. Noch wäre sie ein gutes Geschäft für Deutschland. Deutschland kann finanziell sehr viel mehr erzielen, wenn es, gestützt auf den großen französischen Kapitalvorrat, in der Zusammenarbeit mit Frankreich eine Konvertierung der deutschen Auslandsschulden, insbesondere der kurzfristigen, vornehmen würde. Offenbar aus Furcht vor einer solchen Möglichkeit sind die amerikanischen Bankiers zu Trägern dieser geistreichen Idee geworden.

Der deutschen Regierung, die nach Lausanne geht, bleibt nur eines übrig: Sie muß den Mut zur konstruktiven Lösung aufbringen. Es war der Fehler Brünings, daß er ein Prinzip bekämpfte, statt eine praktische Regelung anzutreiben. Er glaubte die Zeit für gekommen die Reparationsfrage prinzipiell aus der Welt zu schaffen. Er hat aus seinem englandfreundlichen Herzen nie ein Hehl gemacht. Er war stolz auf seine Englandstudien. Doch sind es grade die Engländer, die in politischen Fragen prinzipiell keine prinzipiellen Entscheidungen antreiben. To make the best of it, ist ihre Losung: man muß

das denkbar Beste aus jeder Situation herausholen. In der Reparationsfrage hieß das für Deutschland: nicht einen prinzipiellen Streit entfachen sondern daraufhin arbeiten, daß Deutschland ein möglichst langfristiger Aufschub zugestanden wurde. Das Wichtige ist eben, daß Deutschland sofort Luft bekam, zumal auch jede in die Ferne hinausgerückte Zahlung für ein wiedererftarkendes Deutschland sehr viel leichter zu tragen wäre. So behandelt, wäre für Brüning schon seit Jahr und Tag die Verständigungsmöglichkeit gegeben gewesen. Auch die Regierung, die jetzt in Lausanne die deutsche Sache vertreten wird, muß praktische Lösungen anstreben. Wenn auch sie sich auf Prinzipien verbeißt, wird es für Deutschland schlimm werden, und auch sie wird, das steht heute schon fest, bald ebenso am Ende ihres Lateins sein wie es jetzt Heinrich Brüning war. Kein "nationaler" Mann in Deutschland aber hat das Recht dem deutschen Volk, das schon so gewaltig gelitten hat: im Weltkrieg und im Reparationskrieg, noch weitere völlig sinnlose Opfer aufzuhalten. Wer Deutschlands Stellung in der Welt fördern will, muß alles daran setzen, daß nicht in einem aussichtslosen Kampf weitere wirtschaftliche, menschliche und Kulturwerte vernichtet werden.

Das Schema der Lösung ist klar: Deutschland ist zurzeit zahlungsunfähig, und es bedarf im Interesse einer Erholung, seiner eignen und der der europäischen Wirtschaft, eines denkbar langen Moratoriums. Über die Frage, inwieweit noch deutsche Verpflichtungen zum Wiederaufbau bestehen, entscheidet ein internationales Gremium. Frankreich ist nach der neuesten Erklärung Edouard Herriots bereit einem solchen objektiven Prüfungsverfahren zuzustimmen. Wenn diese Leistungen in bar gefordert werden (und es kann sich nur um die Wiederaufbauleistungen für Frankreich und nicht um irgendwelche Tributzahlungen an Amerika handeln), wird der Zeitpunkt dafür allerdings sehr weit hinausgerückt werden müssen. Ihn vorher zu bestimmen erscheint unmöglich, denn ohne die gründliche und dauernde Genesung unserer Wirtschaft von dem schweren Fieber dieser Krise wird nicht daran zu denken sein. Barleistungen werden ihrem ganzen Charakter nach das diffizile Gefüge des Weltwirtschaftsmechanismus stets leicht in Verwirrung bringen. Anders steht es mit den Sachleistungen. Sie sind sehr viel weniger gefährlich, zeitigen außerdem aber gleichzeitig eine Reihe von Nebenwirkungen, die den wirtschaftlichen wie den politischen Heilungsprozeß nur zu fördern vermögen. Von deutscher Seite sollte deshalb unbedingt bei der Konferenz in Lausanne der Vorschlag gemacht werden die vielleicht noch zu erledigende Restzahlung sofort, und zwar in Gestalt von Sachlieferungen, abzutragen. Es war bisher immer England, das sich gegen diese Sachlieferungen gewehrt hat, aber wir wollen ja auch nicht an England und Amerika irgendwelche Tribute zahlen, wir wollen ja nur diejenigen Verpflichtungen einlösen, die zu dem Titel Wiederaufbau gehören. Frankreich ist bekanntlich stets bereit gewesen die Wiederaufbauleistungen in Form von Sachlieferungen entgegenzunehmen. (Ein Beweis übrigens gegen alle diejenigen, die immer behaupten, Frankreich wolle die deutschen Reparationszahlungen nur, um seine Armee zu bezahlen. Es wäre ein leichtes für eine richtige Politik, etwa mit der Ablösung der deutschen Verpflichtungen in dieser Form, den innenpolitischen Gegnern, die mit diesem Argument kommen, die Waffe aus der Hand zu schlagen.)

Deutschland kann nun freilich während der Krise diese Sachlieferungen nicht aus eigener Tasche finanzieren. Hier müßte in der Form Hand in Hand gearbeitet werden, daß Frankreich diese Sachlieferungen auf dem Anleiheweg

zunächst kreditiert. Dieser Vorschlag ist zu wiederholten Malen in den Sozialistischen Monatsheften gemacht worden. Er hat inzwischen in Frankreich selber Boden gewonnen. Wie auch der deutschnationale Abgeordnete Axel von Freytagh-Loringhoven am 21. Mai im Tag mitteilte, hat der Temps angeregt, Deutschland solle Sachlieferungen für den geplanten Bau der Sahara-bahn übernehmen und dazu von Frankreich Kredite erhalten. Kann Deutschland an einem solchen Vorschlag, der in dem offiziellen Organ der französischen Regierung erscheint, achtlos vorübergehen? Hier würde es sich nicht nur um ein Objekt von großer materieller Bedeutung handeln. Die deutsche Beteiligung an diesem grandiosen Unternehmen der Sahara-bahn wäre auch eine Kulturleistung allerersten Ranges. Die Erschließung Afrikas schüfe ein Betätigungsfeld für die koloniale Politik des kommenden Vereinigten Europäischen Kontinents, zu dessen Gliedern später auch die jetzt kontinentaleuropäischen (französischen, belgischen, italienischen und ehemals deutschen) Teile Afrikas gehören würden. Es wäre ein symbolischer Akt, wenn gerade Deutschland an dem Beginn dieses großen Aufbauwerks entscheidend mitarbeiten könnte. Es wäre aber auch, wie jede Sachlieferung, während dieser Krise wirkliche Arbeitsbeschaffung ganz großen Stils, die geeignet wäre eine Wendung in der Krise sofort herbeizuführen. Im Juni wird der französische Staatspräsident das größte Reparationswerk, den Moselkanal, feierlich seiner Bestimmung übergeben. Die Ausführung der Arbeiten war deutschen Firmen übertragen worden, die während der 3jährigen Bauzeit etwa 3000 deutsche Arbeitskräfte beschäftigen konnten; im ganzen war eine Strecke von 27 Kilometer neu zu bebauen und eine solche von 8 Kilometer auszugleichen. Zahllose Arbeiten ähnlicher Art warten nur darauf in Angriff genommen zu werden. Man muß nur daran gehen einen solchen Plan aufzutellen. Die großen konstruktiven Gedanken des leider so jählings verstorbenen Albert Thomas lagen auf der selben Linie. Er widmete seine ganze Arbeitskraft den europäischen Arbeitsbeschaffungsplänen und hat in diesem Zusammenhang auch noch kurz vor seinem Tod grade auch die gemeinsame koloniale Arbeit in diesem Gesamtplan hervorgehoben. Wird man sie endlich ihrer elementaren Bedeutung entsprechend ernsthaft behandeln?

Eine solche Lösung würde, wie gesagt, sofort eine Entlastung des deutschen Arbeitsmarkts durch die direkte Gestellung von Arbeitern bedeuten. Sie würde aber auch den deutschen Binnenmarkt durch die Aufträge für die Belieferung mit Materialien, Maschinen und so weiter neu beleben. Die Zehntausende von deutschen Technikern und Ingenieuren, die heute unbefähigt dem Nationalsozialismus nachgehen, bekämen endlich Beschäftigung und fänden sicherlich in der Erfüllung ihres Berufs eine größere Befriedigung als in der Agitation für Adolf Hitler. Von den moralischen Rückwirkungen einer solchen direkten Zusammenarbeit auf das deutsch-französische Verhältnis ganz zu schweigen. Vor einiger Zeit erschien ein Artikel in der Berliner Morgenpost, in dem C. Z. Klötzel erzählt, wie er an der Côte d'Azur in ein verlassenes Reparationsdorf kommt, eine Siedlung deutscher Arbeiter, die hier an einem Stauwerk und der Errichtung einer Überlandzentrale gearbeitet hatten. Sie hatten ein Stück Wiederaufbauarbeit geleistet. Aber noch in einem ganz besondern Sinn. Denn die Herzlichkeit der Erinnerungen, die, wie der Berichtstatter an Ort und Stelle feststellen konnte, gegenüber diesen deutschen Arbeitern in der Gesinnung und in den Herzen der Franzosen dort zurückgeblieben war, stellte vielleicht einen noch größern und dauerhaftern

Wert dar als das aus Beton und Hartmetall errichtete Denkmal deutscher Technik und Ingenieurkunst. Praktische Völkerverständigung. Man wende nicht ein, daß Deutschland unter Umständen bei solchem Verfahren mehr an Sachlieferungen leisten könnte als es nach dem Spruch des Schiedsgerichts noch Frankreich schulde. Sollte sich das wirklich im Lauf der Zeit herausstellen, so wird schon eine Regelung für die Zurückerstattung des Äquivalents zu finden sein. Auf jeden Fall hätte Deutschland eine gute und lohnende Arbeit gehabt, und das ist im Augenblick wohl das Wichtigste.

Wird die deutsche Politik diese Tatsachen lehen? Werden ihre Vertreter den Mut haben auf dieser konstruktiven Linie zu operieren? Oder werden sie es vorziehen die Kampfanlagen Heinrich Brünings noch zu verschärfen und die Karte des Auslandsmoratoriums, die auch Brüning schon in der Hand hielt, auszuspielen? Europa steht an einem neuen Wendepunkt, Deutschland aufs neue an einem Kreuzweg von schickfahafter Bedeutung.

## ALEXANDER SCHIFRIN · DIE SOZIALISTISCHE UND DIE KOMMUNISTISCHE PARTEI BEI DEN FRANZÖSISCHEN PARLAMENTSWAHLEN

**B**EI den Wahlen zur französischen Kammer am 1. und 8. Mai 1932 ist die Sozialistische Partei auf den Höhepunkt ihrer Entwicklung gelangt, die Kommunistische Partei auf ihren tiefsten Punkt abgestürzt. Mit beinahe 2 Millionen Wählern und 130 Mandaten hat die Sozialistische Partei politische Rekordleistungen in ihrer Geschichte vollbracht. Aber ihr politischer und moralischer Erfolg wird durch diese Zahlen nur ungenügend, nur arithmetisch gekennzeichnet, weil die politisch-psychologischen Wirkungen darin keinen Ausdruck finden. Dieser Erfolg der Partei kann nur im Zusammenhang mit ihrer Wahltaktik und den Zwangsläufigkeiten des französischen Majoritätenwahlrechts verstanden werden. Durch dieses Wahlsystem wird den kämpfenden Parteien mehr Verantwortung auferlegt, aber auch mehr Bewegungsfreiheit verliehen als bei dem Proportionalwahlrecht. Der 1. Wahlgang stellt die Aufgabe die Kräfte anzuspinnen und zu multern, der 2. Wahlgang den möglichst günstigen parlamentarischen Effekt zu erzielen. Friedrich Austerlitz hat einmal mit Recht den Zwang zur Verständigung und die Unmöglichkeit einer Vernichtungsstrategie gegenüber den Nachbarparteien als die Folgen des majoritären Wahlrechts erkannt.

Für die sozialistische Taktik bei der Stichwahl galten in Frankreich 2 Grundsätze: den aussichtsreichsten Linkskandidaten zu unterstützen, sich aber auch nicht in eine "antikommunistische" Front hineindrängen zu lassen. Für die Sozialistische Partei bedeutete der 1. Wahlgang den Akt des Kräftemessens und die Demonstration der sozialistischen Unabhängigkeit, der 2. Wahlgang sollte aber den siegreichen Entscheidungskampf der gesamten republikanischen Linken gegen die Rechte bringen. Diese Taktik hatte die Zurückziehung des eignen Kandidaten zugunsten des Kandidaten, sei es der Radikalen, sei es der Kommunistischen Partei, der mehr Chancen hat, zur Folge. Gegenüber den Radikalen beruhte diese Haltung auf Gegenseitigkeit: Die Radikalen haben die selbe Unterstützungstaktik gegenüber den Sozialisten befolgt. Gegenüber der Kommunistischen Partei aber war diese Taktik die der einseitigen Unterstützung, weil diese nirgends ihre Kandidaturen zurückzog und die sozialistischen Kandi-

daten unterstützte. Unter diesen Umständen verlangte die Durchführung der Unterstützungstaktik gegenüber der Kommunistischen Partei ein gewaltiges Maß von politischer Einflucht und Disziplin. Léon Blum schrieb am Tag des 2. Wahlgangs: »Ein Radikaler oder ein Kommunist, dem unsere Stimmen zugute kommen, sind in unseren Händen Instrumente, um die Reaktion zu schlagen. Und wenn wir die Reaktion schlagen wollen, so tun wir das im Interesse unserer *eigenen* Partei, aus einer Pflicht gegenüber uns selbst.« Diese strategische Operation ist der Sozialistischen Partei auch gelungen. Die sozialistischen Wähler stimmten im 2. Wahlgang einmütig für den radikalen Kandidaten, wo dieser der Stärkste Kandidat der Linken war, sie gerieten nicht in die Falle der "proletarischen Kandidaturen" der Kommunistischen Partei. Sie haben auch, alle Reffentiments zurückstellend, trotz aller Perfidie der Kommunistischen Partei, für deren Kandidaten dort gestimmt, wo dieser im 1. Wahlgang mehr Stimmen erhielt als der sozialistische oder der radikale Bewerber. Welche Loyalität die Sozialistische Partei dabei bewiesen hat, zeigt am deutlichsten der Wahlkreis Corbeil im Departement Seine-et-Oise. Hier hat der Kandidat der Kommunistischen Partei im 1. Wahlgang 10 758 Stimmen erhalten, der Sozialist 10 202. Der sozialistische Kandidat zog, obwohl der Vorprung des andern ganz gering war, seine Kandidatur zu dessen Gunsten zurück, und die sozialistischen Stimmen wurden ihm restlos zugeführt. Von 13 Abgeordneten der Kommunistischen Partei sind 10 allein dank der sozialistischen Unterstützung gewählt worden. Dagegen hat die Kommunistische Partei durch ihre Minderheits- und Demonstrationskandidaturen in 13 Wahlkreisen den möglichen sozialistischen Sieg verhindert, und durch die Zersplitterung der proletarischen Stimmen entsprechende Mandate den bürgerlichen Parteien in die Hände gespielt. Dieser Anschauungsunterricht hat die moralische Autorität der Französischen Sozialistischen Partei, die es verstanden hat zugleich als Partei der republikanischen Disziplin und der proletarischen Einheit aufzutreten, gesteigert, die Kommunistische Partei aber kompromittiert und, wie unten gezeigt wird, auch zahlenmäßig geschwächt. Der sozialistische Bürgermeister von Lille Lebas hat ihre Wahltaktik, die heuchlerisch die Marke »Klasse gegen Klasse!« trug, dahin entziffert, daß diese Parole »Arbeiterklasse gegen Arbeiterklasse!« bedeutet. Blum hat sie noch präziser als die Taktik »mit bürgerlichen Klassen gegen die Arbeiterklasse« gekennzeichnet. Die Sozialistische Partei hat dagegen die Taktik der wirklichen proletarischen Einheitsfront eingeschlagen, und es ist ihr deshalb auch gelungen bedeutende Massen aus der Wählerchaft der Kommunistischen Partei zu sich herüberzuziehen: sowohl im 1. als auch im 2. Wahlgang.

Die Sozialistische Partei hat im Vergleich zu den Wahlen von 1928 im 1. Wahlgang 257 000 Stimmen gewonnen. Die Kommunistische Partei hat dagegen 289 000 Stimmen verloren (774 000 statt 1 063 000 im Jahr 1928). Das heißt, 1928 hat die Kommunistische Partei 63 % der Zahl der für die Sozialistische Partei abgegebenen Stimmen erhalten, 1932 dagegen nur 39 %. Um die Kräfteverhältnisse zwischen den beiden Arbeiterparteien zu beurteilen, muß man auch die Struktur und die Verteilung ihrer Wählerchaft kennen lernen. Die Organisationen der Sozialistischen Partei erfassen das ganze Land, sie ist eine wirkliche nationale Partei in dem Sinn, daß sie sich in nationalem Maßstab konstituiert hat: Sie besitzt große Wählermassen in allen Landschaften und Wirtschaftsgebieten Frankreichs, selbst im reaktionären Westen und Nordwesten. Sie ist in allen Industriegebieten des Landes stark vertreten,

aber sie ist auch die stärkste Partei im bäuerlichen Süden, wo neben dem industriellen Nordosten die Kraftquelle der französischen Demokratie in der Dritten Republik liegt, und wo das politisch traditionsreichste und aufgeweckteste Bauerntum Europas steht. In 10 Departements des Südens haben die Sozialisten 25 Mandate erobert, dagegen die Radikalen nur 17, die Republikanischen Sozialisten 3. Im Departement Bouches-du-Rhône (Marseille) wurden 7 Sozialisten gewählt, kein einziger Radikaler, in den Departements Hérault (Montpellier), Var (Touloufe) und Gard (Nîmes) steht je 4 sozialistische Mandaten nur je 1 Mandat der Radikalen Partei gegenüber. Die Wählerschaft der Kommunistischen Partei ist ganz anders verteilt. Sie ist in den Industriegebieten des Nordostens und den Pariser Wahlkreisen konzentriert. Was sie sonst hat, sind eigentlich nur Splitter. In den wichtigen Industriegebieten des Südwestens und Zentralfrankreichs ist sie beinahe gar nicht vertreten, in den übrigen Gebieten des Landes hat sie überhaupt keine ins Gewicht fallende Gefolgschaft. Außerhalb des engen Raums ihres eigentlichen Einflusses sehen die Kräfteverhältnisse zwischen der Sozialistischen und der Kommunistischen Partei folgendermaßen aus: Im Süden ist die Sozialistische Partei am stärksten in den Departements Bouches-du-Rhône, Hérault, Haute-Garonne, Tarn und Gard vertreten. Sie hat in diesen Departements im 1. Wahlgang in der oben angeführten Reihenfolge in 1000 Stimmen erhalten: 74, 48, 44, 33, 29, die Kommunistische Partei dagegen 14, 5, 3, 3, 11. In ihren stärksten Stützpunkten im Westen erhielt die Sozialdemokratie: im Departement Gironde (Bordeaux) 67 000 Stimmen gegen 5000 der Kommunistischen Partei, im Departement Loire-Inférieure 33 000 gegen 5000. Im Nordwesten erhielt die Sozialistische Partei im Departement Finistère 16 000 Stimmen, die Kommunistische Partei 1700, im Departement Ille-et-Vilaine die Sozialistische Partei 15 000 Stimmen, die Kommunistische Partei 1700. In den wichtigsten Departements des Südostens sehen die entsprechenden Zahlen folgendermaßen aus: Departement Saône-et-Loire (Creusot) 55 000 gegen 8000, im Departement Rhône (Lyon) 38 000 gegen 15 000, Departement Puy-de-Dôme 52 000 gegen 6700 (bisher 38 000 gegen 5000); in Zentral- und Südwestfrankreich: Departement Loir-et-Cher 22 000 gegen 13 000, Indre-et-Loire 20 000 gegen 3900, Haute-Vienne 39 000 gegen 12 000. Die Unterschiede in der Massierung der Wählerschaft ergeben sich klar aus folgender Übersicht:

Stimmenzahl	Anzahl der Departements	
	Sozialistische Partei	Kommunistische Partei
150 000 und darüber	2	1
70- bis 80 000	2	1
60- „ 70 000	1	0
50- „ 60 000	2	1
40- „ 50 000	4	1
30- „ 40 000	6	0
20- „ 30 000	13	0
10- „ 20 000	13	10

Die Kommunistische Partei hat also in ganz Frankreich nur einige relativ starke Nester, sonst ist das Land von den Zusammenballungen ihrer Wählermassen entblößt. Mit Ausnahme dieser wenigen Konzentrationspunkte stellt ganz Frankreich für die Kommunistische Partei nur ein Diasporagebiet dar, in dem sie als hoffnungslose Minderheit fleckenweise verstreut ist.

Dieser entscheidende Zug in der Entwicklung der beiden proletarischen Parteien wird noch deutlicher, wenn man ihre Gewinn- und Verlustgebiete in Betracht zieht. Die Sozialistische Partei drängt nach allen Richtungen vor, sowohl in allen wichtigen Gebieten als auch in allen Klassen ihrer Wahlkreise: in den Departements, wo sie bereits am stärksten vertreten ist (wie Nord, Gironde, Puy-de-Dôme, Seine), aber auch in den mittelstarken und den schwächeren Wahlkreisen. In 4 Departements hat sie über 15 000 Stimmen gewonnen, in 6 zwischen 10- und 15 000, in 11 zwischen 5- und 10 000, in 30 zwischen 1000 und 5000, in 4 unter 1000 Stimmen. In 30 Departements hat die Partei Verluste zu verzeichnen, davon nur in 5 über 5000 Stimmen. Von den mittleren Gewinnen der Partei sind politisch besonders bedeutend der Stimmenzuwachs im Osten, in den Departements Bas-Rhin (Elsaß) und Meurthe-et-Moselle. Anders die Kommunistische Partei. Sie befindet sich seit 1928 überall auf der Abstiegslinie. Sie hat nur in 1 von 90 Departements wesentlichen Gewinn: in Pas-de-Calais, von 12 000 Stimmen. In 4 Departements gewann sie einige Hundert Stimmen, und in 85 Departements hat sie verloren. In 1 Departement hat sie über 30 000 Stimmen verloren, in 3 Departements zwischen 15- und 20 000, in 14 zwischen 5- und 10 000, in 50 zwischen 1- und 5000, in 17 unter 1000. Es ist dabei wesentlich festzustellen, daß ihre größten Verluste eben auf ihre wichtigsten und bisher sichersten Wahlkreise fallen: In Paris beträgt ihr Verlust 33 000 Stimmen, im Departement Aube erhielt sie jetzt nur 4000 statt 14 000, im Departement Bas-Rhin jetzt nur noch 12 000 statt 31 000 Stimmen, im Departement Moselle (Lothringen) 18 000 statt früher 34 000 Stimmen. Im Elsaß hatte die Sozialistische Partei einen besonders schweren Stand gehabt; trotzdem ist es ihr dort gelungen die Kommunistische Partei wesentlich zu verdrängen. Diese hatte, nur um die Sozialistische Partei zu zerstören (was ihr nicht gelang), gemeinsame Sache mit den klerikalen Autonomisten gemacht und trat für angebliche Heimatrechte ein, die ihr früher vollständig gleichgültig waren; die wirklichen Heimatrechte werden in Wahrheit am besten von der Sozialistischen Partei vertreten. In Paris und im Osten, den einzigen wichtigen Wahlkreisen, wo die Kommunistische Partei früher stärker als die Sozialdemokratie war, geht sie jetzt rapid zurück. Für die Kommunistische Partei ist also für ihre großen Konzentrationsgebiete eine ausgesprochene Auflösungstendenz und für ihr Diasporagebiet eine ausgesprochene weitere Schwächung bemerkbar. So erhielt sie jetzt in den für sie wichtigsten Wahlkreisen außerhalb des Nordostgebiets: im Departement Loire 6000 Stimmen statt 20 000, im Departement Rhône 15 000 statt 24 000 Stimmen.

Der 2. Wahlgang hat diese Abstiegstendenz in der Kommunistischen Partei noch weiter verschärft; er ist für sie zu einer wahren Katalanischen Schlacht geworden: einer vollendeten Niederlage. Die großen Konzentrationsgebiete wurden durch sie ebenso betroffen wie ihr Diasporagebiet. 2 Gesetzmäßigkeiten zeigten sich dabei: In den Wahlkreisen der Diaspora, wo die Kommunistische Partei im 1. Wahlgang etwa 1000 Stimmen erhalten hatte, betrug jetzt ihre Verluste im Durchschnitt 50 bis 80 % der Stimmen beim 1. Wahlgang<sup>1</sup>. Das Gros ihrer Wähler in diesen Wahlkreisen hielt es

1) Es seien hier aus der Menge der entsprechenden Wahlkreise folgende charakteristische Beispiele herausgegriffen: Im Wahlkreis Saint-Quentin erhielt der Kandidat der Kommunistischen Partei im 1. Wahlgang 1127, im 2. Wahlgang 195 Stimmen, im Wahlkreis Semur waren es 456 und 75 Stimmen, in Bordeaux 538 und 96, in Amiens 1034 und 170, in Joigny-Tonnerre 1042 und 175, in Arras 523 und 67, in Villefranche-Longepierre 580 und 24 Stimmen.



einfach nicht für nötig noch einmal für die hoffnungslose Kandidatur zu stimmen. Es war also die selbe Erscheinung, die sich in Deutschland bei der Abstimmung beim 2. Wahlgang der Reichspräsidentenwahl zeigte. Die Taktik der Kommunistischen Partei erzieht die Massen zur Passivität: überall, nicht nur in Deutschland. Anders waren die Ergebnisse des 2. Wahlgangs in jenen Wahlkreisen des engeren Einflusses der Kommunistischen Partei, wo ihre Kandidaten zwar nicht so stark waren, um bei der Stichwahl mit der sozialistischen Unterstützung das Mandat zu erobern, aber immerhin etwa 1000 bis 4000 Stimmen auf sich vereinigen konnten. Hier hat ein bedeutender Teil ihrer Wählerchaft ihren Kandidaten im Stich gelassen und für den ausichtsreichen sozialistischen Kandidaten gestimmt. Im Durchschnitt schwankt in solchen Wahlkreisen der Verlust der Kommunistischen Partei zwischen  $\frac{1}{3}$  und  $\frac{2}{3}$  der Gesamtwählerchaft<sup>2</sup>. Die meisten der Abgesprungenen begingen eine Fahnenflucht, die einen Akt der Klassenolidarität darstellt, und stimmten sozialistisch. Es ist interessant festzustellen, daß in vielen Wahlkreisen diese abspringenden Wähler sogar für den radikalen Kandidaten stimmten. Sie waren also nicht allein dem Gedanken der proletarischen Solidarität sondern sogar dem der republikanischen Disziplin schlechthin zugänglich. Alles in allem kann man behaupten, daß im 2. Wahlgang die Einflußgebiete der Kommunistischen Partei Frankreichs sich noch weiter ganz bedeutend verkleinert haben, und ihre Diaspora faktisch aufgelöst wurde.

Der Vorgang, der sich in Frankreich abgepielt hat, hat eine internationale Bedeutung. Er stellt auch einen schweren Schlag gegen die ganze Dritte Internationale dar, einen großen Erfolg der Sozialistischen Internationale. Die Französische Kommunistische Partei gehört zu den 3 stärksten Kommunistischen Parteien Europas. Nur in Deutschland, in der Tschechoslowakei und in Frankreich hat die Dritte Internationale mehr oder weniger ansehnliche, mehr oder weniger aktive Sektionen. Aber die Kommunistische Partei Frankreichs ist die einzige links vom Rhein, die einzige außerhalb Ost- und Mitteleuropas, die über eine minimale Stärke und Aktionsfähigkeit verfügt. Jetzt hat auch dieser einzige Vortrupp der Dritten Internationale im Westen eine entscheidende Niederlage erlitten. Diese Niederlage ist ein Ergebnis der Widerstandskraft und des siegreichen Vordringens des demokratischen Sozialismus auf dem für die europäische Politik entscheidenden Boden Frankreichs. Der französische Sozialismus war nach dem Krieg das schwächste Glied der Sozialistischen Internationale. Der Einfluß Frankreichs war daher dort leider, im Verhältnis zum Einfluß Englands, allzu gering. Heute steht die Französische Sozialistische Partei auf dem Vorposten der Sozialistischen Internationale. Sie erlebt einen Aufstieg in der Zeit, in der sich die Labour Party von einem gewaltigen Rückschlag erst zu erholen beginnt, und die deutsche Sozialdemokratie den schwersten Prüfungen und Kämpfen in ihrer Geschichte entgegengieht. Der französische Sozialismus steht heute vor den Aufgaben, die kaum geringer sind als die, vor die ihn die Jahre 1848 und 1871 einmal gestellt hatten: jetzt, in einer andern historischen Epoche und mit anderen Mitteln, Vorkämpfer der sozialistischen Demokratie Europas zu sein.



2) Dazu einige charakteristische Stichproben: In Cambrai erhielt der Kandidat der Kommunistischen Partei im 1. Wahlgang 2973, im 2. Wahlgang 1125 Stimmen, in Lille-Merlen waren es 2695 und 937 Stimmen, in Béthune-Dubus 2722 und 797, in Limoges-Fromage 3523 und 1207, in Bergerac-Loubadou 2341 und 581, in Sancerre-Thomas 2095 und 506, in Pamiers-Bergé 1964 und 531 Stimmen.

# JULIUS KALISKI · FREIWILLIGER ARBEITSDIENST

**H**INTER den deutschen Resolutionen zur Abrüstungspolitik in Genf steht eine Einheitsfront (die durch die Ausichtslosigkeit ihrer Stellung und die Unfruchtbarkeit ihrer Parolen nicht beirrt wird). Für eine Abrüstung unseres Arbeitslosenheers haben wir es noch nicht zu einer Einheitsfront gebracht. Soll man annehmen, daß diese Abrüstungspolitik, die einzig mögliche und lebensnotwendige, als weniger dringend empfunden wird? In jedem Fall wird sie weniger leidenschaftlich betrieben. Immerhin scheint in der jüngsten Zeit auf einem bisher betrittenen Gebiet eine gewisse Annäherung erfolgt zu sein: in der Frage des Freiwilligen Arbeitsdienstes. Der Vorwärts hat sich nach langen Kämpfen mit den üblichen Beteuerungen eiserner Unnachgiebigkeit gegen den Freiwilligen Arbeitsdienst am 19. Mai zu einer positiven Auffassung entschlossen und diese Änderung der Haltung folgendermaßen begründet:

»Der Freiwillige Arbeitsdienst ist kein bloßes Programm mehr. Fast 60 000 junge Menschen sind bis heute im Freiwilligen Arbeitsdienst tätig gewesen. Die Notverordnung vom 5. Juni 1931 hat mit § 139a des Gesetzes für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung die notwendigen gesetzlichen Voraussetzungen geschaffen, indem sie die Förderung des Freiwilligen Arbeitsdienstes der Reichsanstalt übertrug. Selbstverständlich darf man an die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Freiwilligen Arbeitsdienstes keine phantastischen Vorstellungen knüpfen. Schon die eingangs mitgeteilte Zahl beweist, daß im Freiwilligen Arbeitsdienst nur Bruchteile der Arbeitslosen erfaßt werden können. So gewiß auch die kriseneindämmende Rückwirkung des Freiwilligen Arbeitsdienstes, zumal er ja nur nach Artikel 1 der Ausführungsverordnung vom 3. August 1931 für gemeinnützige zusätzliche Arbeiten eingesetzt werden darf, volkswirtschaftlich nicht sehr erheblich ist, so liegt die Bedeutung des Freiwilligen Arbeitsdienstes in der politisch-pädagogischen Sphäre, Junge Menschen, die oft seit Jahren arbeitslos waren und vielfach der Gefahr seelischer Abtumpfung oder politischer Überradikalisierung erliegen, lernen wieder die erfüllende Wirkung einer gesunden Arbeitsordnung kennen. Einer gesunden Arbeitsordnung! Jede Verbindung des Freiwilligen Arbeitsdienstes mit militärischem Drill, Unteroffiziers- und Feldwebelherrschaft muß entschieden abgelehnt werden. Sicherlich war dies vor allem der Grund für die zunächst zögernde Haltung der Freien Gewerkschaften gegenüber dem Freiwilligen Arbeitsdienst. Daß die lohnpolitische Seite des Problems jederzeit (trotz der ausdrücklichen Bestimmungen über den zusätzlichen Charakter des Arbeitsdienstes) kontrolliert werden muß, versteht sich ja von selbst.«

Dieser Erklärung des Vorwärts ging am 12. Mai in seiner Spätausgabe Der Abend eine sympathische Betrachtung Kurt Bleys über »Erfahrungen eines Republikaners« in einem vom Deutschen Republikanischen Studentenbund geschaffenen Arbeitslager im Emsland voran. Der Verfasser bezeichnet das Lagerexperiment als geglückt, meint, daß ihm ohne Zweifel zahlreiche Fortsetzungen folgen werden, und faßt seine Erfahrungen dahin zusammen:

»Sind die notwendigen Sicherungen gegen eine reaktionäre Ausdeutung des Arbeitsdienstes geschaffen, dann kann die Bewegung außerordentlich segensreich wirken. Ihr großer sozialpädagogischer Wert ruht darin, daß der erwerbslose Jugendliche aus der Lethargie dauernden Nichtstuns herausgerissen wird und im Kreise gleichaltriger Kameraden und Genossen sinnvolle Beschäftigung findet. Die erschütternden Fälle alozialer Jugendlicher, wie sie gerade die letzten Tage zeigten, das erschreckende Anwachsen der Tappelbrüder, die nach kurzer Zeit ins Lumpenproletariat herablinken, sprechen nur zu deutlich. Und ist das Anwachsen des Nationalsozialismus unter jungen Proletariern nicht bestimmend darauf zurückzuführen, daß der Jugendliche kein Klassenbewußtsein entwickeln kann, weil er noch niemals längere Zeit im Produktionsprozeß stand?«

Nach dem etwas langen Umweg über einen reaktionären Anschlag durfte man also in diesen Maitagen den Arbeitsdienst schließlich als eine soziale Zweckmäßigkeit und Förderung der Republik betrachten. Zu der Erkenntnis,

daß der Arbeitsdienst sich aus sozialistischer Einsicht als eine Selbstverständlichkeit ergeben mußte, war der Vorwärts zwar noch nicht gelangt, getreu seiner Methode hatte er lediglich beschlossen, was er nicht mehr verhindern konnte; denn der Arbeitsdienst hatte sich auch gegen den Willen des Vorwärts bereits zu seiner geficherten Bedeutung entwickelt. Zudem war aller Grund zu einer sehr skeptischen Einschätzung der bekundeten Meinungsänderung gegeben, weil sich eine derartige Umstellung vielfach nur als ein Etikettwechsel erweist. Um nur auf ein Beispiel von erheblicher politischer und wirtschaftlicher Tragweite hinzuweisen, sei an die Annahme des neuen Agrarprogramms durch den Parteitag in Kiel erinnert. Die Praxis unseres Zentralorgans blieb durch die agrarpolitischen Beschlüsse des Parteitags im Grunde unberührt, es trieb seine Agrarpolitik ruhig weiter wie ehemals: nach agitatorischen Bedürfnissen, ganz gleich, ob sie mit dem Geist des neuen Programms vereinbar waren oder nicht. Daß solche Skepsis auch in dem Fall des Arbeitsdienstes angebracht war, ergab sich mit überraschender Schnelligkeit. Eine Veröffentlichung des Vorsitzenden des Deutschen Bauergewerksbundes Nikolaus Johann Bernhard gegen den Freiwilligen Arbeitsdienst, den er Arbeit ohne Recht und ohne Wirtschaftlichkeit nennt, ganz aus dem Ideenkreis heraus, den der Vorwärts am 19. Mai eben abgeschworen hatte, gab dem selben Vorwärts Anlaß zu einem abermaligen Überzeugungsumschwung. Am 25. Mai schrieb er im Anschluß an die Ausführungen Bernhards:

»Weil sich die Stimmen mehren, die dafür eintreten, daß man den sogenannten Freiwilligen Arbeitsdienst nicht einfach den Reaktionären als Verluhsfeld überlassen soll, deshalb darf nicht angenommen werden, daß unsere grundsätzliche Gegnerchaft gegen den Freiwilligen Arbeitsdienst nicht mehr besteht. Wir sind nicht nur aus den von Genossen Bernhard angeführten Gründen nach wie vor grundsätzlich Gegner des Freiwilligen Arbeitsdienstes. Wir lehnen ihn hauptsächlich deshalb ab, weil er die jungen Arbeitsdienstwilligen von ihrem (meist noch ungenügend erlernten) Beruf entlernt und sie wirtschaftlich noch mehr herunterbringt. Denn der Verschleiß an Wäsche, Kleidern und Schuhen ist notwendig bei grober Arbeit ein großer. Die Wirtschaftskrise wird durch diese Art Arbeit eher verschärft, weil der Anreiz zur Kapitalanlage auf dem Baumarkt völlig verschwinden muß, und weil die Kaufkraft in keiner Weise gesteigert wird.«

Vielleicht werden die Mitarbeiter der Sozialistischen Arbeiterzeitung diesen erneuten Umschlag als einen Erfolg ihrer Erziehungsbeihilfe für den Vorwärts betrachten. August Siemsen sieht in einem am 15. Mai in der genannten Zeitung veröffentlichten (in seiner Gesamttendenz übrigens durchaus richtigen, weil die nationalistische Einheitsfront aller Parteien zutreffend charakterisierenden) Artikel die Sozialdemokratische Partei in der Katastrophenfront, weil er ihr Eintreten für den Arbeitsdienst kommen sieht. Im selben Blatt stieß Paul Richartz am 19. Mai Schreckens- und Warnungsrufe aus, weil Carl Arnhold, der Leiter des Deutschen Instituts für Technische Arbeitschulung, des sogenannten Dinta, den Vorschlag des Großindustriellen Albert Vögler unterstützt, daß die jungen Menschen, insbesondere die Schulentlassenen, die ja in diesem Jahr zu Tausenden keine Lehrstellen finden, zu einer praktischen Arbeitschulung herangezogen werden sollen. In dieser Arbeitschulung sieht Richartz ein Muster für eine Notverordnung zur Arbeitsdienstpflicht. Menschen mit gefunden Sinnen, vor allem Sozialisten, werden auch die Vorschläge zur sogenannten Arbeitschulung mit Genugtuung begrüßen und sich bemühen ihre Bedenken gegen deren kapitalistischen Mißbrauch, der selbstverständlich verhütet werden muß, nur auf dem Boden der aktivsten Mitwirkung der Gewerkschaftsleiter und der sozialdemokratischen Führer zur

Geltung zu bringen. Leere Proteste sind hier höchstens Manifestationen des eignen Unvermögens Ideen in die Tat umzusetzen. Produktiv sind sie in keinem Fall; sie vermögen am wenigsten etwas zu verhindern. Vor allem gilt das auch für die Gefahren einer Militarifizierung des Freiwilligen Arbeitsdienstes, die man befürchtet. Wer dagegen ernstlich ankämpfen will, darf sich eben der Leitung und Mitbestimmung nicht entziehen.

Die arbeitslose sozialdemokratische Jugend hat die offizielle Genehmigung zum Freiwilligen Arbeitsdienst nicht abgewartet und ist, getrieben von dem Schaffensverlangen, das gefunden Menschen innewohnt, vielfach schon zu ihm gegangen oder hat den Entschluß bekundet ihn aufzunehmen. Die Notwendigkeit setzt sich auch ohne obrigkeitliche Genehmigung durch und geht ihre eignen Wege. Eine andere Frage ist es nur, ob die offiziellen Repräsentanten der Arbeiterklasse sich damit abfinden wollen, daß die Bewegung immer schneller und breiter sich an ihnen vorbeibewegt. Wenn die Möglichkeiten und Voraussetzungen eines sozialistischen Aufbaus seit dem politischen und militärischen Zusammenbruch des Jahres 1918 nicht völlig überleben worden wären, hätte auch die Frage des Arbeitsdienstes das erforderliche Verständnis wenigstens im Frühling des Vorjahrs finden müssen, als die Dinge so weit gediehen waren, daß eine gewisse gesetzliche Regelung sich als unumgänglich erwies. Damals, am 6. Juli 1931, schrieb ich in den Sozialistischen Monatsheften, in einem Artikel über die deutsche Not:

»Hier könnte der Freiwillige Arbeitsdienst (eine Einrichtung, die man jetzt diskutiert, und die man nicht a limine zurückzuweisen brauchte, wenn man sie nur in Einklang mit dem Klasseninteresse der organisierten Arbeiter bringt) ein Rekrutierungsgebiet finden, das im übrigen auch noch ausgedehnt werden könnte. Zu denken wäre dabei auch an die unmäßige Überfüllung der Univeritäten, die sicherlich beträchtliche Studentenmengen mit hohem Nutzen für die Willenshaft abgeben könnten. Es wäre auch ein schöner Beweis für eine richtige Selbsteinschätzung der Studentenenschaft und ihrer Geistigkeit, wenn sie dem Ruf des Freiwilligen Arbeitsdienstes zahlreich folgte, um gleichzeitig auch den Übergang zu anderer und angemessener Berufstätigkeit zu finden. Eingesetzt darf der Freiwillige Arbeitsdienst natürlich nur auf Gebieten werden, deren sich ohne den Arbeitsdienst sonst niemand annehmen würde, also für Arbeiten, die nach menschlicher Voraussicht sonst ungetan blieben. Der vielfach üblichen Berechnung hoher Kosten des Freiwilligen Arbeitsdienstes wird man füglich einige Zweifel entgegenbringen müssen, aber um so mehr die Bedenken der Gewerkschaften zu würdigen haben, daß der Freiwillige Arbeitsdienst die Gefahren der Lohndrückerei, und dazu sogar noch in organisierter Form, erheben lasse. Dagegen gibt es das wirkliche Mittel: daß unsere Arbeiterführer und Gewerkschaftsleiter selber an die Spitze des Freiwilligen Arbeitsdienstes treten und damit alle schädlichen Nebenwirkungen dieser Bewegung ausschalten.«

Damals dachte man nicht daran diese Anregung, deren Befolgung grade auch den Einfluß der Gewerkschaften noch vergrößert hätte, zu befolgen.

Weshalb diese Enthalttsamkeit? Kann man sich darüber durch den Einwand trösten lassen, daß zum Kampf gegen den Fluch der Arbeitslosigkeit der vielen Millionen etwa Aktionen erfolgt wären, die größer, stärker, nachhaltiger und wirksamer gewesen wären? Nichts von Bedeutung ist geschehen. Mag man auch die Wirkung einer 40-Stunden-Woche und der Arbeitsbeschaffungsanleihe (die bestenfalls eine Wiederaufnahme von Notstandsarbeiten ermöglichen wird) noch so hoch einschätzen und noch mehr überschätzen als es vielfach geschieht: steht denn das eine dem andern im Weg? Inzwischen sind noch immer 800 000 Jugendliche ohne Arbeit im Land, die nicht nur wirtschaftlich leiden sondern in geistigen und seelischen Nöten vergehen. Über die Tragik des Lebens dieser jungen Menschen ist lange genug

geschrieben und gesprochen. So gewiß es ist, daß Menschenkraft bei höchster Anspannung des Willens und Wollens der Nation es vollbringen könnte das Arbeitslosenheer Deutschlands abzurufen, so viel sicherer ist es noch, daß es nur erheblich geringerer Anstrengung bedürfte, um das Schaffensverlangen der jungen Arbeitslosen zu erfüllen, sie Arbeitsgemeinschaften einzufügen, um ihr Leben wertvoll zu gestalten: für sich selbst und für die Nation.

Aber man wird auch diese Schaffensdurstige Jugend täufchen, wenn man ihr die Tafel vorenthält, daß der Boden einer geordneten Arbeit nur durch einen deutsch-französischen Ausgleich im Sinn einer wirklichen und wahrhaftigen Zusammenarbeit beider Völker bereitet werden kann. Aber grade um diesen Punkt geht man auch in unserm Lager ängstlich herum. Man faßt Arbeitsbeschaffungsresolutionen, ohne die außenpolitische Voraussetzung der Arbeitsbeschaffung zu erwähnen. Wer die lebenshungrige Jugend nicht um ihre Zukunft bringen will, hat die Pflicht vor allem sich selbst nicht der Tafel zu verschließen, daß eine europäische Wiederaufbaupolitik allein die Arbeitsmöglichkeiten erschließt, die für das deutsche Volk in naher Zukunft Arbeit und Freiheit zu bringen vermögen.

---

## HUGO HORWITZ · SELBSTBEFREIUNG DEUTSCHLANDS



MAN muß sich klar darüber sein: Mit gütlichem Zureden und freundlichen Friedensschälmeien sind die Gegensätze zwischen den Völkern nicht aus der Welt zu schaffen. Und wenn wir uns gegen das mißschaffene Heldentum "nationaler" Kreise wenden, so ist es damit nicht unsere Absicht das Heldische als einen menschlichen Grundwert zu leugnen.

Das Problem unserer Zeit stellt sich uns, auf eine ganz kurze und vorläufige Formel gebracht, in großen Zügen so dar: Es scheint heute keine gewachsenen Individualitäten zu geben, sondern nur mehr oder weniger brauchbare und in rational begrenzter Zahl verwendbare Glieder im Produktionsprozeß und in den organisatorischen Einheiten, also in Zweckgebilden, die allem unmittelbaren Menschsein äußerlich sind. Oder wenigstens sucht der moderne Organisations- und Produktionsapparat derartiges zu züchten. So ist der Mensch aus seinem "Schicksal" herausgelöst. Er hat nicht Beruf im Sinn von Berufung, Personprägung und Werkprägung; er hat nicht Eigentum als durch Geschlechter erworbenen und vererbten Selbsta Ausdruck, nicht Gesicht, Gelte, Haltung, die durch Religion, Adel und künstlerischen Ausdruck getragen sind. Eigentum ist Ware; Parvenus, Décadents, Ästheten und "Kunstkenner" machen sich in den Gehäulen früherer menschlicher Seinshaltung breit. Jede echte Seinshaltung aber bedeutet eine Verantwortung. Diese spezifische Seinshaltung einer Kulturgemeinschaft, ihr Stil, trägt die Gesellschaft, trägt den Staat, trägt das Volk, mag er es meist in noch so bedrückender und fragwürdiger Form getan haben. Einwände dieser Art richten sich mit Recht gegen seine jeweils begrenzte, niemals vollkommene Ausprägung im Tatfächlichen, gegen seine Rangstufe, nicht gegen seinen allgemeinen Sinn.

Einen Stil, der von einer umschlossenen Kultur früherer Art getragen wäre, gibt es anscheinend nicht mehr. Doch anderes, zuletzt Tieferes und dem Menschlichen Näheres kündigt sich an. Was zunächst geblieben ist, sind die

Gespenster früherer Kulturen. Um das Wertvolle dieser Prägungen zurückzugewinnen und es darüber hinaus auf neuer Stufe zu einem radikal Neuen umzubilden, bedarf es radikaler Umwendungen, keiner Romantik. Romantik ist es, wenn wir ein aus ganz andersgearteten Gemeinschaftsformen erwachsendes Heldentum heute propagieren. Romantik ist es, wenn wir den heute möglichen Krieg mit Hilfe abgelebter Kulturvorstellungen metaphylieren. Der Krieg entsteht heute aus dem Aufeinanderplatzen kapitalistischer Interessengruppen, die im Gegenteil die "Volksgenossen" in rücksichtsloser Weise für den "Apparat" ausnutzen oder seiner (technischen, nicht wirtschaftlichen) Rationalisierung wegen beiseite stoßen, und er entsteht aus den fessellos, anarchisch und sinnfremd gewordenen Instinkten einer in eine technisch-mechanisch-organisatorische Künstlichkeit eingepannten oder zu lähmendem Nichtstun verurteilten Menge, der man Menschtum, echtes Schicksal, Möglichkeit zu Wachstum, Reifwerden und Prägung genommen hat. So haben wir wohl übersteigerte Nationalismen, aber keine sinnvollen nationalen Gedanken.

Die wirtschaftlichen Gewalten, die seit der Gründerzeit in Deutschland erwachsen, haben in dem teils zwangsläufigen, teils kopflosen Geschehen der Nachkriegszeit, in dem Rausch der Inflation, und was auf ihn folgte, Deutschland in die Nähe der Katalrophe gebracht. Die industrielle Entwicklung war zu rasch gegangen, man könnte sagen: in neurasthenisch beflügeltem Schritt. Die Industriezentren, die Großstädte wuchsen, ihre Menschenmassen wuchsen. Aber Charakter, Verantwortung, echtes Führertum, organisch fundierte Volksgemeinschaft wuchsen nicht. Womit nicht gelagt sein soll, daß nicht noch immer solide Arbeit und Pflichtgefinnung in ernster und sehr achtenswerter Form am Werk waren. Der "ehrbare Kaufmann": gewiß. Aber er begriff nicht, was auf seinem Rücken vorging, und wie viele seine Haltung als Maske für Gier, Herrschsucht und sterile Kälte trugen. So erwuchs das kapitalistische Deutschland (gewiß auch mit einem großen vitalen Elan). Und mehr als das. Auch das Tiefste des Deutschtums hatte diese unwürdige Form angenommen, die Form, in der es zertrüben, oder über die hinaus es zur Wiedergeburt kommen muß. Die Aufgabe solcher Wiedergeburt ist: die Umformung unerfüllter und unerfüllbarer Sehnsüchte in begrenzte und verantwortliche Tat. In solche Forderung mündet Goethes Faust, wenn auch die letzte Fundierung des Seins in einem neuen, geahnten Metaphysisch-Religiösen liegt.

Der Deutsche scheint stets geneigt seine Grenze zu überschreiten, weil er noch keine von innen begrenzende Form besitzt. Grade er, der keiner Bindung organisch gehorcht, ist der am meisten gebundene. Wille zu Führertum und Gefolgschaft wandelt sich zu schwächlichem Gehorsamsbedürfnis. Aus strenger Zucht des Bundes wird militärische Unterordnung. Dröhnender Parade-marsch erletzt seelische Energie. Männlich-geistiger Zusammenfluß wird zu suggestionsreifem Herdentrieb. Opfertrieb, Hingabebedürfnis, Sich-Darbießen der Jugend wird von verantwortungslosen "Führern" mißbraucht. Ein Pseudomessias ohne menschliches und geistiges Format an der Spitze, Feldweibel und Demagogen die Ausführungsorgane. Es gilt die Idee vor so verkrüppelter Mißgestalt zu bewahren, ihr den wahren geistigen Gehalt zurückzugewinnen.

Möglich ist das nur durch Überwindung des nur leidenschaftlichen, nur ichhaften und doch wieder nach Anlehnung suchenden Wollens, das zu einer Denaturierung der Person, zu einem Umschlagen ihrer Werte in nackten Macht- und Herrschtrieb und andererseits in rein äußere, materiell-technische

Organisationsformen geführt hat. Dieser Denaturierung müssen wir Herr werden. Sie muß zur überpersönlichen Formeinheit umgebildet werden. Ein Zurück gibt es nicht. Wir müssen die Organisationsmächte, die aus der kapitalistisch-imperialistischen Wirtschaftsentwicklung erwachsen sind, bejahen, um in einem neuen Differenzierungsprozeß die Werte der Person neu einzufangen und fruchtbar zu machen. Der Person umgekehrt Grenzen setzen, sie in einem Ganzen erfüllen. Das Ganze über sie als höheres Sein bauen; stets neu belebt, neu geschaffen von der fruchtbaren Dynamik des dem Ganzen dienenden, in ihm wurzelnden Persönlichen. Das heißt: Ein neues Deutschland kann nur ein soziales Deutschland sein. Aber nicht ein verschwommener Begriff von Sozialismus tut not. (Was nennt sich heute nicht alles Sozialist?) Sondern ein lebendiger Volkskörper von intensiver sozialer Energie soll entstehen. Menschen sollen werden, deren Freiheit in der Notwendigkeit der zu schaffenden Dinge gebunden ist.

Es war das Geschick Deutschlands, daß in seiner Geschichte an die Stelle unmittelbar echten Volksführertums die Fürsten traten, die im Mittelalter mit feudaler Willkür, später mit Hilfe eines landfremden Absolutismus herrschten. Der Kaiser aber wuchs nicht organisch über sie hinaus als ihre echte Überhöhung und als von immanenten Energien getragene höhere Formgebung des Ganzen, sondern das Römische Reich Deutscher Nation war den erstarkenden Fürsten recht äußerlich und sank immer mehr zur Bedeutungslosigkeit herab. Nur ein organisch gegliederter, neu differenzierter Sozialismus kann die Gespenster deutscher Kaiserideen und deutscher Fürstenproblematik, die heute im Gewand der "Wirtschaftsführer" auftreten, bannen. Nur so kann das deutsche Schicksal sich von seiner historischen Tragik befreien.

Ist durch solche Selbstbefreiung Deutschland wieder ein Körper von echter innerer Form geworden, der sein Maß gefunden hat, so wird die Verbindung mit anderen Völkern, vor allem dem französischen, das Verschiedenartige zu fruchtbarer gegenseitiger Ergänzung führen. Und es werden auf sozialem Boden die echten nationalen Einheiten, die echten Volkseinheiten wieder erstehen, deren notwendige Voraussetzungen unsere "nationalen" Demagogen weder wünschen noch begreifen.

## SYDNEY OLIVIER · EINE SOZIALISTISCHE KRITIK DER ZUCKERWIRTSCHAFT

**H**ERMAN Kranold schrieb hier am 9. Mai klarblickend über den Unterschied der Ansichten von Lord Snowden und mir über die britische Zuckerpolitik<sup>1</sup>. Ich möchte nicht versuchen zu erraten, was Snowdens innerste persönliche Ansichten über die Freihandelsfrage sein könnten. Aber in Anbetracht seiner gebundenen Stellung als Schatzkanzler in der letzten Labourregierung überraschte seine Haltung in dem Gegensatz zwischen unseren Ansichten über die Zuckerfrage mich nicht. Jeder Sozialist sieht ein, daß auf der einen Seite die letzte Labourregierung durch ihre Unterworfenheit unter die finanziellen Herrscher unserer modernen Welt gelähmt war, in deren Götzentempel Snowden unwillkürlich anbetete. Andererseits hing diese Regierung im Parlament von der Unterstützung nicht nur der liberalen Freihandelspartei sondern auch des

1) Siehe *Kranold* Das Ende der Freihandelsära, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 409.

einflußreichen Genossenschaftsverbands, einer Vereinigung von Verbrauchern, und von Millionen von Lohnarbeitern ab, die fiskalische Fragen vornehmlich vom Standpunkt ihrer wöchentlichen Ausgaben betrachten. Snowden hatte dieser ganzen Kundenschaft den denkbar billigsten Zucker versprochen und wagte nicht (selbst wenn er dazu Neigung gehabt hätte) eine Politik auch nur anzudeuten, die die unbegrenzte Verbilligung irgendeines Bedarfsartikels des Haushalts hemmen würde. In dieser Beziehung war seine Politik unverdünnter manchesterlicher Liberalismus.

Diese seine Stellungnahme war nur ein notwendiger Teil der Diskretion, die die Labourregierung, zur großen Unzufriedenheit ihrer sozialistischen Gefolgsleute, hartnäckig übte, indem sie sich jeden Frontangriffs auf die Maßnahmen des Kapitalismus enthielt, denen, wie ich nachwies, die Schwierigkeiten der britischen Zuckerproduzenten zuzuschreiben waren. Zu gleicher Zeit bewies Snowden eine sonderbare Liebedienerei vor diesen Interessen in seiner Zärtlichkeit für die britische Zuckerrübenindustrie, die hauptsächlich zum Vorwand für Subventionen an großkapitalistische Anlagen diente, die zu einem großen Teil nicht einmal in ihren Eigentümern britisch waren.

Die finanzielle Weltkrise, unter der wir leiden, hat wenigstens die heißame Wirkung gehabt, daß sie nicht nur parlamentarische Politiker sondern sogar den einfachen Engländer auf der Straße dazu erzogen hat die erschreckenden Wirkungen der Unterordnung der Welt unter das kapitalistische Finanzwesen zu erkennen. Daher kann man in Tischreden heute hören, wie konservative Politiker als neue Entdeckung die Kritik an dem kapitalistischen System von Währung und Kredit uns vortragen, die seit fast einem Jahrhundert ein Gemeinplatz des sozialistischen Lehrgebäudes gewesen ist. So sehr interessiert und erregt durch diese neue Erleuchtung ist die Mehrheit derer, die über den Gegenstand jetzt schreiben und reden und Pläne für die gesellschaftliche Regulierung des Kredits schmieden (die mit der zartesten Sorgfalt entworfen werden müssen, damit sie nicht das kapitalistische System selbst angreifen), daß eine Tendenz besteht sich vorzustellen oder doch wenigstens zu behaupten, daß, sobald wir zu einer gewissen Regelung der Frage des Handels, des Kredits und der Währung gekommen sein werden, die Welt wieder einmal auf die hohe See der "prosperity" hinaussteuern wird. Angesichts einer solchen Illusion scheint es notwendig, daß die Sozialisten nachdrücklich darlegen, es bestehe kein Grund Vertrauen zu einem solchen Ausblick zu haben.

Es ist allzu gewöhnlich geworden zu sagen, daß es so etwas wie Überproduktion nicht gibt, sondern nur Unterkonsumtion, und daß, Beweglichkeit im Tausch vorausgesetzt, alles gut sein würde, und die Welt in zunehmendem Maß die Vorteile ihrer gesteigerten Wirkenskraft in der Produktion genießen könnte, statt wie jetzt mitten in der Fülle Mangel zu leiden. Aber es muß die Warnung ausgesprochen werden, daß, solange das kapitalistische System der Massenproduktion um des Profits willen auf seiner gegenwärtigen Grundlage, dem Interesse der ausbeutenden Reichen, ruht, und solange voller Freihandel mit kapitalistisch kontrollierten Gütern besteht, oder vielmehr, wenn er wiederhergestellt werden sollte, daß dann die Übel nicht beseitigt sein werden, an denen die Welt leidet. Überproduktion wird und muß mit ihrer Begleiterin, der Arbeitslosigkeit, wiederkehren, weil in jedem kapitalistischen Unternehmen zur Produktion von Gütern des allgemeinen Gebrauchs als Quelle für Profit ein Überschuß erzielt werden muß; er greift über die Kaufkraft oder



die Bedürfnisse des Proletariats hinaus, das die Masse der Verbraucher stellt, und kann unter den Empfängern von Grundrente und Profit nicht abgesetzt werden, denn er ist größer als der Bedarf dieser Klasse. Die Produktion muß eingeteilt werden, bis dieser Überschuß abgearbeitet ist, und inzwischen müssen Arbeiter feiern. Deshalb muß, charakteristischerweise, das kapitalistische System beständig, in Afrika oder anderswo, neue Märkte auffuchen und sie zu monopolisieren versuchen. Dieser sozialistische Gemeinplatz, längst von den Sozialisten des Kontinents verstanden, wird vielleicht weniger allgemein von der Mehrheit sogar der Labourwähler in England eingesehen, und erst recht nicht von den Dilettanten der Ökonomie und den politischen Publizisten, die heute so reichlich zur Lösung der Weltkrise beisteuern.

Kranolds Artikel befaßt sich mit meinen Ansichten über die Zuckerfrage. Das Zuckergeschäft bietet, neben anderen großen Gebieten kapitalistischer Produktion, einen sehr brauchbaren Text für eine Predigt über die charakteristischen Funktionen des kapitalistischen Systems in dieser Hinsicht. Es hätten auch andere Industrien gewählt werden können; aber Zucker ist, denke ich, das bemerkenswerteste Beispiel. Die Schwierigkeiten der Zuckerindustrie, der Ruin Cubas und ungeschützter Produzenten in der ganzen Welt, wiewohl sie, unter behaglichen Lebensbedingungen für ihre Arbeiter, Zucker billiger herstellen können als er in den geschützten Ländern produziert werden kann (aus dem einfachen Grund, weil das Zuckerrohr in geeignetem Klima eine bessere Pflanze zur Zuckererzeugung als die Zuckerrübe und zugleich in anderer Weise, als Glied des Anbauplans und als Viehfutter, ebenso nützlich ist), gehen nicht im geringsten auf Schwierigkeiten in Tausch, Kredit oder Währung zurück. Wir danken sie ganz und gar der Wirkung massenhafter kapitalistischer Überproduktion um des Profits willen. Cuba ist das sichtbarste Feld, das ein Beispiel für diese Wirkung liefert; andere hätten auch gegeben werden können. In Cuba wurde während des Kriegs und nachher im Übermaß amerikanisches, später auch canadisches Kapital angelegt, in der Absicht ein Monopol der Weltverforgung mit Zucker zu errichten. Die cubanische Regierung wurde korrumpiert, große Flächen von Forstboden wurden Spekulanten in Konzession gegeben, gerodet und mit Zuckerrohr bepflanzt. Die eingeborenen cubanischen Produzenten wurden zusammengeschlossen und der Ausbeutung durch ungeheure zentrale Fabriken unterworfen. Durch diese und ähnliche Maßnahmen in anderen Gebieten amerikanischer Unternehmung wurde eine ausgesprochene Übererzeugung von Zucker zustande gebracht, das heißt eine größere Menge als die Verbraucher selbst bei dem lächerlich niedrigen Preis benötigen, zu dem er jetzt angeboten wird, und der weit unter den wirklichen Erzeugungskosten liegt. Selbst nachdem, um die Kapitalisten in Stand zu setzen einen Teil ihrer Anlagen zu retten, der Chadbourneplan (der Einschränkung der Erzeugung) in Wirkung gesetzt worden war, nahm der unverkaufte Überschuß weiter zu. In Cuba war das Ergebnis weitverbreitete Arbeitslosigkeit und Verarmung der Zuckerrohr anbauenden Bauern. Diese müssen jetzt, um der Erhaltung der Bevölkerung willen, von der Regierung angehalten werden eine gewisse Mindestteilfläche ihres Landes mit nahrungsmittelliefernden Pflanzen zu bestellen. Die natürlichen Hilfsquellen der Insel sind außerordentlich stark zerstört und verschwendet; weite Prairien, mit Zuckerrohr bepflanzt, liegen unbearbeitet da. Im Britischen Reich wird der koloniale Zuckerrohrbau langsam abgewürgt, trotz den Vorzugszöllen im Mutterland. Selbst wenn die britischen Verbraucher einen Zuckertzoll bezahlen,

der weit höher ist als der Weltmarktpreis des Zuckers, kaufen sie ihren Zucker immer noch billiger als es irgendwo in der Welt kostet ihn auf der Grundlage anständiger Lebenshaltung für die dabei tätigen Arbeiter zu gewinnen. Mein Protest an die Regierung der Arbeiterpartei gegen diese Lage war auf die Überlegung gegründet, daß es eine Schande für eine sogenannte sozialistische Partei ist den Ruin ihrer Volksgenossen in den Kolonien, die ihre eigene Regierung direkt kontrolliert, zu erlauben und an ihm zu verdienen, Vorteil aus der zerstörerischen und verantwortungslosen Wirksamkeit organisierten Kapitals zu ziehen, indem sie andere Gemeinschaften, zum Beispiel Cuba, ähnlichem Ruin auf Kosten der cubanischen Arbeiter preisgibt.

Aber dies ist und muß weiterhin die Wirkung eines Systems industrieller Produktion sein, das unter dem Gesichtswinkel kapitalistischer Investition geleitet und organisiert wird. Dieses System wird weiterbestehen, vielleicht sogar noch stärker wirken, selbst wenn man die Probleme von Währung, Kredit und Tausch befriedigend lösen sollte.

Der Plan, den mein Kollege Semple und ich vorzuschlugen, war ein Kompromiß. In einer Freihandelswelt würden britische Verbraucher keine besondere Rücksicht auf koloniale Zuckerproduzenten zu nehmen brauchen. Die könnten dann ganz gut für sich selber sorgen. Aber wir leben jetzt in der Welt des politischen Nationalismus und billigen unseren britischen Kronkolonien das Recht zu als Teil des britischen Staatswesens behandelt zu werden; als solchen fühlen sie sich auch. Da verlangten wir Schutz für sie; im wahren Sinn des Worts, nämlich als eine Verteidigung gegen die zerstörenden Wirkungen kapitalistischer Operationen, die ihrerseits im illegitimen Sinn des Worts geschützt und direkt dabei unterstützt werden, wenn sie in andere nationale Märkte mit dem Erzeugnis von Schwitzgewerben einbrechen. Ich unterscheide klar zwischen Protektion im ersterwähnten Sinn, nämlich als Verteidigung gegen Dumping, und Protektion im andern Sinn, dem einer fiskalischen Maßnahme, die bestimmt ist zum Vorteil von Kapitalisten eine unwirtschaftliche Form der Industrie zu fördern und zu erhalten. Die Politik der britischen Regierung der Rübenzuckerindustrie gegenüber war in der Praxis von der zweiterwähnten Art, obwohl man die Politik der Subventionen für diese Industrie in dem Glauben begann, daß sie nach einer Zeit der Versuche und des Sammelns von Erfahrungen sich als wirtschaftlich und der Selbsterhaltung fähig erweisen und für die englische Landwirtschaft vorteilhaft sein würde. Allem Anschein nach ist der Versuch fehlgeschlagen. Die Regierung hat eine abschließende Untersuchung darüber versprochen, ob es als wirtschaftlich zu betrachten ist oder nicht die Unterstützung fortzusetzen. Für die koloniale Zuckerindustrie verlangen die kolonialen Produzenten keine Subventionen sondern nur, daß die britischen Konsumenten ihren eignen Volksgenossen einen Preis in der Höhe zahlen, wie sie ihn in einer Freihandelswelt zahlen mußten. Zweifellos setzte sich unser Plan nicht nur darüber hinweg, sondern er schlug sogar direkt vor, daß der britische Konsument weiterhin Vorteil aus dem bettelhaften Preis des Zuckers ziehen sollte, den die cubanischen Ausbeuter anbieten, und ebenso aus der Zuckerausfuhrpolitik der Tschechoslowakei und anderer Länder mit Zucker subventionen.

Solange *britische* Volksgenossen *einander* nicht durch Annahme solcher anrüchigen Geschenke ruinieren, mag es entschuldigbar scheinen, wenn sie andere Teile der Welt lehren sich um ihre eignen Probleme zu kümmern.



# HILTGART VIELHABER · DICHTER ALS BIOGRAPHEN

Die leidvollsten unter den menschlichen Tragödien sind selten von außen bemerkbar. Wir leben in der Täuschung fast über alle Mitmenschen. Maurois



URZ nach einander starben vor wenig Monaten der Kriminalchriftsteller Edgar Wallace und der feine Dichterbiograph Giles Lytton Strachey. Beide hatten ihr Publikum, das wohl oft genug vom einen zum andern hinüberglitt. Beide kamen bestimmten Geschmacksrichtungen unserer Zeit entgegen. Der Hunger nach Sensationen in jeder Gestalt, der noch lange nach dem Krieg weiteste Kreise beherrschte, das Interesse an den allerneuesten Errungenschaften der Technik, die Genialität bei der Ausführung mancher Verbrechen (man erinnere sich an den Einbruch in die Diskontobank am Wittenbergplatz in Berlin); alles dies erzeugte eine Atmosphäre, die der Aufnahme der Wallacebücher besonders günstig war. Meist schätzte man die Romane gebührend ein, und doch griff man danach, wie nach einem Opiat. Auch Lytton Strachey wirkte in gewisser Weise als Opiat. Freilich als ein sehr anderes. Umnebelte Wallace durch Erlinuen des Unmöglichen, so wurde Lytton Strachey nur von dem Willen befeelt Eroberungszüge in das Sein, das Dasein wirklicher Menschen zu machen und, im Gegensatz zu dem Erdachten, das als wahr Erkannte darzustellen. Daß bei solchem Unterfangen Nationalität, gesellschaftliches und weltanschauliches Milieu des Schildernden, trotz aller gewollten Objektivität, mitsprechen, ist natürlich. Dennoch war es ein Glück, daß neben diesem ganzen zeitvergänglichen Verbrecherdelirium die feinsten Dichter fast aller Kulturnationen diesen Weg ins Innere beschritten und von da her den Menschen zu erkennen und zu bewerten suchten.

Diesem Streben sich über Gegenwart und Vergangenheit klar zu werden können wir immer wieder zu Zeiten der Umwandlung begegnen. So in den Discorsi Machiavellis, bei Montesquieu, bei Taine und vielen anderen. Uns Deutschen bleibt wohl Leopold von Ranke's Ausspruch in der Einleitung zur Geschichte der Päpste das wichtigste: »Ich möchte mich selbst auslöchen und nur die Ereignisse reden lassen.« Und doch haben die Dichter, die die wichtigen Biographien schreiben, wie André Maurois, Ramon Fernandez, Stefan Zweig, eine andere Funktion als auch der beste Historiker. Dieser hat ihnen meist schon vorgearbeitet. Und je besser diese Vorarbeit geleistet wurde, bis hinein in das scheinbar Unwesentliche, um so besser wird der Dichter sein Werk vollenden können. Denn was er soll, ist ja nicht eine Darstellung dessen, was war, zu geben sondern seine Interpretation. Er schafft nicht das Werk rein wissenschaftlichen Erkennens sondern muß, auf diesem fußend, den geistigen, den littlichen Kern einer Persönlichkeit enthüllen und aus ihm den Grund ihres Verhaltens, die Gegebenheiten ihrer Entwicklung herauswachsen lassen. Daß es hier auch grade für den feinsten Dichter Schwierigkeiten zu überwinden gibt, betont François Mauriac, in der Einleitung der Vie de Racine, in folgendem: »Ein Romanschriftsteller, der gewohnt ist den Wesen, die er selbst erdacht, ihr Lebensschickal zu geben, verliert alle Hilfsmittel dem Wesen gegenüber, das er nicht in die Welt gesetzt, das nicht ihm zu eigen ist, und das er von dem Schöpfer selbst entliehen hat.« Allein kurz

darauf schreibt Mauriac: »Ein jedes Schickfal ist einzig und einmalig, und wenn ein Autor sich entscheidet einen bestimmten Lebensgang unter tausend anderen darzustellen, so tut er dies eben aus der Empfindung eines Gleichklangs mit diesem erwählten Helden. Denn der Versuch über die Jahrhunderte fort den entschwundenen Menschen uns nahe zu bringen führt auf dem nächsten Weg stets über uns selbst.« Dieser Gleichklang ist nicht immer im selben Grad vorhanden und aus verwandtem künstlerischen und religiösen Erlebnis geboren, wie bei Mauriac mit Racine oder Pascal. Eine gewisse Sympathie muß aber bestehen. Allein, wenn ein Dichter wie André Maurois Turgenjews Leben beschreibt, hat er rein technisch gewisse Gebiete zu erobern, um die gleiche Bodenhöhe für den Betrachtenden zu schaffen.

Überhaupt ist die andere Nationalität des Geschilderten nicht immer ganz leicht zu fassen, und das geographisch Nahliegende nicht immer das der Geistesart nach Verwandteste. Bei Maurois zum Beispiel finden wir wohl die feine Interpretation Disraelis und die künstlerische Hochleistung seines Byron. Aber Dickens, Ruskin und Wilde gegenüber ist er der Franzose, dessen heitere Ironie von gewissen Eigentümlichkeiten anglikanischen Wesens ganz besonders aufgereizt wird. John Ruskins Idealismus findet er lächerlich. Oscar Wildes aufdringliches »Besonderssein« ist dem formempfindlichen Franzosen peinlich. Charles Dickens sucht er freilich in den frühesten Stadien, bei den Eltern und in seiner glückarmen Jugend, auf. Er forscht richtig den Komponenten seines Wesens nach. Als er dann aber zur Schilderung seiner schriftstellerischen Tätigkeit vordringt, tritt er fast in Kampfstellung gegen seinen Helden ein. Dickens wird für ihn der typisch englische Bourgeois, der Bourgeois seiner Zeit überhaupt. Den großen Erfolg Dickens' schreibt Maurois größtenteils diesem Bürgerlich-Sentimentalischen seiner Romane und Erzählungen zu. Es ist wie die Revolte des künstlerischen Aristokraten gegen eine gewisse Vulgarisierung des Schrifttums. In diesem Fall, das heißt in der Beurteilung Dickens', ist Stefan Zweig ungleich gerechter. Dagegen zeigt sich Maurois in Benjamin Disraelis Biographie auf sehr großer Höhe. Hier besteht wirklich die Wahlverwandtschaft, und, so sehr er die immense geistige Energie Disraelis erkennt und wertet, er versteht auch tief seine seelische Fragilität, seine anlehungsbedürftige Zärtlichkeit. Sehr interessant ist hier der Vergleich mit Lytton Strachey's Buch über die Königin Victoria. Auch diese mit Achtung und zum Teil mit souveränem Humor geschriebene Schilderung geht ausführlich auf das Verhältnis zu Disraeli ein. Auch hier wird die seelische Vereinfachung, sowohl des Ministers wie der Königin, betont. Aber obwohl das gleiche Material den beiden Schriftstellern, Maurois und Lytton Strachey, vorlag, hat ein jeder aus seiner besondern Kenntnis des menschlichen Herzens eine abweichende Stellung genommen. Anderes, zum Beispiel die Charakteristik Gladstones, ist für die unterschiedliche Wertung gewisser Eigenschaften bei Franzosen und Engländern sehr aufschlußreich. Das Milieu des englischen Volkes, wie es damals war, namentlich im Wirtschaftlichen und im Politischen, kommt natürlich bei dem englischen Darsteller lebendiger heraus. Dies um so mehr, als der französische Darsteller in seinem Buch die Schilderung der Persönlichkeit Disraelis ganz in den Vordergrund stellte.

Auf einem andern Gebiet zeigen sich für den englischen und den französischen Biographen wieder Vergleichsmöglichkeiten: bei der Schilderung der auf vorgelobnem Posten kämpfenden Generale Gordon und Lyautey.

Der General Gordon Lytton Stracheys ist ein Meisterstück. Auch hier wird leicht gelpottet über die seltsame äußere Erscheinung des kleinen krummbeinigen Generals und über die wunderliche Art, in der sich sein Kinder Glaube bei gewissen Entscheidungen des Lebens äußert. Aber wie ungeheuer anschaulich wird das Werden dieses großen Militärs dargestellt. Dann sein Kampf im Orient und der auf verlassenen, eigentlich preisgegebenem Posten in Afrika. Die ganze moralische Suffisance der Regierung, die ungenügenden Informationen, die Koterien und die Befehle vom grünen Tisch her, sie opfern schließlich nicht nur einen Menschen wie Gordon sondern auch schwer erworbene Rechte der Nation. Der leidenschaftliche Drang in Gordon nach adäquater Verwertung seiner großen Fähigkeiten wirkt unmittelbar auf den Leser über. Daneben gibt sein Wille sich immer wieder Gottes Ratsschluß zu fügen dem äußern Kampf den erschütternden Widerhall in der Tiefe.

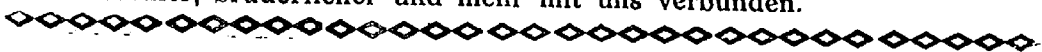
Maurois' Lyautey führt ebenfalls nach Afrika. Aber welch ein gewaltiger Mensch ist dieser Lyautey, und wie steht Maurois selbst unter seinem Bann. Lyautey ist nicht nur Militär. Das Technische einer Eroberung, einer Organisation über weites Gelände hin hat ihn immer mindestens ebenso interessiert. Und natürlich. Man kann sich fast keine Herkunft, keine Erziehung vorstellen, die mehr geeignet wären im Kern Vorhandenes zur Entfaltung zu bringen. Die väterlichen Vorfahren, die mit methusalemischem Alter, 98- und 92jährig, in die Jugend Hubert Lyauteys hineinragen, haben bei Wagram mitgekämpft und den Feldzug nach Rußland miterlebt. Der Vater ist ein berühmter Ingenieur. Die Mutter stammt aus altem elsässischen Adel, und die beiderseitige Familie hält auf Tradition, selbst im Politischen, ist also legitimistisch. Die Ausnahme bildet der Vater selbst. Bei ihm ist das Streben zu arbeiten, um jeden Preis, so groß, daß er sich jeder Herrschaft anpaßt, die ihm die Möglichkeit zu dieser Arbeit gibt. Ein unglücklicher Fall, den der kleine Hubert Lyautey tut, zwingt ihn 2 Jahre hindurch auf das Streckbett und bürdet ihm später für längere Zeit noch das Stahlkorsett auf. Die erzwungene Ruhe kommt der Lektüre zugute. Und als der Junge endlich zu seinem Lebensrecht unter Gleichaltrigen kommt, ist er diesen geistig weit überlegen. Es folgt das Gymnasium in Nancy, dann die Offizierschule von Saint-Cyr. Hier lernt er Albert Graf de Mun kennen, dessen soziale Ideen den tiefsten Eindruck auf ihn und seine Jugendfreunde machen. Die Forderung, ohne äußerlich aufzufallen, innerlich nach Reinheit, nach Verantwortung gegen den Arbeiter und seelischem Wachstum auf alle Weise zu streben war grade das Richtige für Lyauteys vornehmen Charakter. Die Forderung von Selbstzucht und Askese wurde eine Aufgabe. Dann kommt der Aufenthalt in Algerien. Die Muße verleitet von neuem zu ausgedehnter Lektüre. Lyautey arbeitet Comte durch und Spencer und David Friedrich Strauß. Er, der bislang im katholischen Glauben unangefochten lebte, kommt in Zweifel und fällt dann auf das intensivste Bibelstudium. Bis er nach Frankreich zurückkehrt und nun eine Nummer im großen Offiziercorps wird. Er steigt empor, und doch wartet er eigentlich immer nur, daß ihm, wie Gordon in England, von seinem Vaterland Frankreich der passende Posten in den Kolonien übertragen werde. Alle Leidenschaft für Literatur und Kunst, alle stillen Freuden des eifrigen Sammlers seltener und wertvoller Dinge können nicht die tiefe Unruhe dämpfen, die einen Einsatz seines Lebens an bevorzugter, gefährdeter Stelle verlangt. Ein Aufsatz, den er in der Revue des Deux Mondes, unter Chiffre, über die

soziale Verantwortung des Offiziers in dem allgemeinen militärischen Dienst veröffentlichte, wurde als seine Arbeit bekannt. Sie zog das Interesse der hohen militärischen Behörden auf ihn. Aber auch die Eiferlucht gewisser Kameraden. So landete ihn Boisdeffre, der sich für ihn einsetzte, ganz plötzlich nach Tongking. In Ägypten, in Singapur tritt er zuerst mit Engländern in Beziehung. Und so lehr er die natürliche Antipathie des Franzosen gegen englisches Wesen empfindet: was er hier an Fürsorge für Soldaten und Angestellte sieht, ist dem Jünger Albert de Muns richtig eine Erleuchtung. Die Jahre im Orient, später in Afrika, sind die Auswirkung dessen, was er in den Jahren des Werdens gelernt und in sich entwickelt hat. Lyautey bleibt groß in allen Situationen, ebenso bei Anerkennung wie bei Mangel an Würdigung dessen, was er für sein Land geleistet hat. Die ihm eigne Vornehmheit sichert ihm vor sich selbst seine Bedeutung. Um einen Eindruck von diesem Kapitel französischer Kolonialgeschichte zu erhalten, lohnt es allein schon Maurois' Buch zu lesen. Doch wie stark das bewegte Hin und Her auch fesselt, stärker bleibt das Virtuelle Lyauteys. Überall fühlt man seine intellektuelle Kraft, seinen Schönheitsdurst, seine unabirrbare moralische Verantwortlichkeit. Maurois zeigt den Menschen, auf den sein Schicksal zugeschnitten wurde.

Daß André Maurois englische Dichter, wenn er sie sich verwandt glaubt, anders schildern kann als Dickens und Wilde, beweist er in seinem Buch *Ariel ou La vie de Shelley* und in dem Werk über Byron. Byron zieht die Franzosen merkwürdig an, er drängt sie zur Auseinandersetzung mit sich, wie auch Ernest Seillière in seinem *Mysticisme romantique*. Bei Maurois als weniger gelungen erscheint die *Vie de Tourgueniev*. Man spürt hier überall die Ablicht sich das Wesensfremde zuzueignen. Dies ist nicht das Russische an sich, sondern der vielleicht daraus erklärliche Charakter dieses russischen Dichters, der Maurois wenig liegt. Bei einer Verständigung zwischen Russen und Franzosen sind die Russen leicht im Vorteil, wie man aus den Diskussionen der *Cahiers de la Quinzaine* erlieht. Die Russen haben seit fast 150 Jahren ihre Bildungsreisen nach Frankreich unternommen und sich an französischem Schrifttum und durch französische Sitten emporentwickelt. Aber trotz Dostojewskijs großer Anhängerchaft in Frankreich bleibt das sinnhaft, ja sinnlich Potenzierte des Russen dem geistigern dünnblütigern Franzosen unheimlich. Nur André Gide, der vielartig Empfindende und Schaffende, hat mit dem ihm eignen leidenschaftlichen Erfassen Dostojewskij in seiner Abgrundtiefe sich nahe gebracht. Auch hier entscheidet wohl die Wahlverwandtschaft im Christlich-Ethischen, von dem sich André Gide niemals ganz hat lösen können, und in dem Triebhaft-Naturgewaltigen, das ihn für Dostojewskij aufschließt. Ergänzend hierzu muß man Ramon Fernandez' Buch über Gide selbst lesen. Es ist eine geistvolle Analyse, eine Darstellung aus dem heraus, was Kierkegaard die Gleichzeitigkeit nennt, das heißt die größtmögliche Identifizierung mit dem Helden selber. Aus der Herkunft Gides leitet Fernandez die starken Spannungen dieses ungewöhnlichen Menschen her. Er zeigt, wie der Dichter der Fallchmünzer allein das innere Gleichgewicht bewahrte, weil er sich in seine unterschiedlichsten Protagonisten hineinverlegte. Gides Ausspruch, den er dafür anführt, gibt dem Recht: »Oft mußte ich mich überzeugen, daß es mich zum Kunstwerk zwang, weil ich nur so die widersprechenden Elemente in mir zur Einheit bringen konnte. Sonst hätten sie ständig im Kampf mit einander gelegen oder doch weiter in mir selbst mit einander gerechnet.«

Neben den erwähnten Biographien wäre natürlich, selbst nur für Frankreich, eine ganze Fülle noch zu nennen. Zum Beispiel Albert Thibaudets Buch über Barrès; in Gemeinschaft mit Ernst Robert Curtius' sehr tiefgreifendem Werk über diesen selben Dichter ergibt sich die lebendigste Vorstellung dieses genialen und so seltsam gehemmten Mannes. Ganz eigen stehen gewisse biographische Bücher François Mauriacs da. Er ist erst spät zu diesen gekommen, als wollte er den Beleg für die innere Wahrhaftigkeit seiner Romane aus der Wirklichkeit erbringen. Seine Darstellungen sind alle beinahe richterlich gesehen und gewertet. Sein Werk *Trois grands hommes devant Dieu*, in dem er Molière, Rousseau und Flaubert zusammenfaßt, deutet gleich auf seine Haltung hin. Wäre nun Mauriac nicht ein so eminenter Künstler, der er mit und trotz seinem Katholizismus eben immer sein wird, so würde man vielleicht das eine oder andere von ihm einfach als befangen beiseite legen. So aber hält er von Anbeginn bis zu jedem Schluß immer in der größten Spannung, er fordert dauernd zu Anerkennung oder Ablehnung seiner Thesen heraus. Mauriac, vom Leid her orientiert (es ist ihm das wertvollste Mittel in der Entwicklung, der Erziehung des Menschen), entdeckt auch bei Molière das geheime Leid. Und doch würde ihn Gott vielleicht verurteilen, wäre nicht der eine Ausspruch am Todestag, daß er, Molière, sich nicht schonen könne, sonst wären doch so und so viele Angestellte an diesem Tag ohne ihren notwendigen Verdienst. Racine, der Schüler von Port-Royal, ein Theaterdichter? Mauriac der Künstler folgt ihm auf dem Weg zur Befreiung von gewissen Vorurteilen. Mauriac der große Erotiker fühlt tief den ewigen Eros in allen Dramen Racines. Allein er weiß auch, daß von diesem Ausflug in die Welt der Weg in den Schatten der Gnade zurückführt, und daß der Vater, der berühmte Dichter Jean Racine, den eignen Sohn vor dem Anschauen seiner eignen Dramen bewahren will. Pascal et sa soeur Jacqueline gehört zu dem Schönsten, das Mauriac je geschrieben hat. Es hat die Inbrunst, den heißen Willen zur Wahrhaftigkeit, den Mauriac direkt von Pascal übernahm. Man kann dieses Buch nur selbst lesen, denn die Art, wie Pascals Entwicklung beschrieben wird, ist hier mit jedem Satz verknüpft. Alles Äußere spricht mit: Die ungeheure mathematische Begabung, die frühen Erfolge des 15jährigen Jungen bei den größten Gelehrten seiner Zeit, die Anerkennung bei Hof, das Amt, das man dem Vater gibt, weil man auf die Mithilfe dieses Sohns hofft. Dann Jacqueline, das begabte Mädchen, mit dem Bruder gemeinsam, das Wunderkind von Paris; aber als Schwester die Liebende des Bruders. Früh von ihm in den Dienst der Vernunft eingeführt und dann, eben aus dieser Vernunft, früher als der Bruder den Weg nach Port-Royal findend und in ihrem frühen Tod noch eine Wegweiserin, eine Aufgabe für den Bruder werdend. Und Pascals Wandlung. Die Nacht der Berufung und der neue Weg des körperlich von wütenden Schmerzen Geplagten. Und dieses Leid Pascals wird nun für Mauriac die Brücke zu Gott, die Sühne für den großen Hochmut, die Gewähr der Erlösung. Höchst interessant, was rein an technischem und zeitgeschichtlichem Wissen in Mauriacs Pascal vereint ist.

Dieses Forſchen im Menſchen, im gegenwärtigen und im lang ſchon toten, iſt ein großer Gewinn für unſere Zeit geworden. Es gibt Mut. Denn es zeigt, wie auch die Größten mit dem Irren in ſich und den Schwächen um ſich fertig werden mußten. Der Dichter ſpricht dabei noch anders zu uns als der Hiſtoriker, brüderlicher und mehr mit uns verbunden.



# ERNST UNTERMANN · EIN ARBEITSFEST · ZUR PSYCHOLOGIE DES AMERIKANISCHEN ARBEITERFÜHRERS



ES ist im Leben häßlich eingerichtet, daß sich die Dinge oft am lebhaftesten bewegen, wenn ein konservativer Arbeiterführer so gern stillstehen möchte. Tim Poohis, Präsident der Kohlengräber im amerikanischen Staat Illinois, fluchte daher mit allem Aufwand seiner im Unflat geübten Zunge über den Ortsverband von Mount Olive. Grade wenn es für seine persönlichen Zwecke darauf ankam die Stimmen seiner Kohlengräber auf die Kandidaten der Demokratischen Partei zu vereinigen, mußten die Querköpfe dieses Dorfs auf den verrückten Gedanken kommen einen sozialistischen Redner aus Milwaukee zur Feier des Tags der Arbeit einzuladen. Die Exekutive der American Federation of Labor hatte geglaubt durch Verlegung der Maifeier in den September leicht von den Sozialisten abrücken zu können. Aber was half's, wenn diese doch ihre Redner heranziehen konnten? Ausländer, natürlich. Die meisten Kohlengräber von Mount Olive waren Deutsche, Österreicher, Ungarn, Tschechen, Polen. Die Minorität bestand aus Schotten, Walisern und eingeborenen Amerikanern. Die Ausländer waren noch dazu darauf verfallen die Feier mit einer Grabrede für die bei dem nahen Fleck Virden niedergeschossenen Streiker zu beginnen. Diese Opfer des Klassenkriegs lagen unter einem Monument im Kirchhof von Mount Olive. Das war nun schon etliche Jahre her, hätte nach den Regeln der offiziellen Arbeiterpolitik besser der Vergessenheit angehört. Hielt der Sozialist diese Grabrede: das war nicht auszudenken. Poohis hatte in aller Eile telegraphiert, daß er sich das Privileg vorbehielt diese Rede persönlich zu halten. Die Unruhestifter hatten sein Ultimatum mit einem so verdächtigen Eifer akzeptiert, daß er auf der ganzen langen Fahrt nach Mount Olive fortwährend darüber nachgrübeln mußte.

Poohis hätte den Tag der Arbeit lieber in Chicago verlebt, wo man sich gut amüsieren und allerhand nützliche Verbindungen auffrischen konnte. Nun mußte er mißmutig durch dieses gottverlassene Nest Mount Olive watscheln und in aller Hast eine Grabrede zurechtstutzen, die weder bei den Kohlengräbern noch bei den Grubenherren anstieß. Poohis war aber kein Demosthenes, der glatt über solche Hindernisse springen konnte. So etwas verlangte Finesse, und Poohis war nur ein Nachbeter hergebrachter Formeln. Er hatte das Gefühl, daß sich die Ruhestörer heimlich an seiner Verlegenheit weideten. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er es wohl kaum fertig bringen würde die Interessengemeinschaft der Kohlengräber und der Grubenbarone an diesen Toten zu demonstrieren. Vergeblich suchte er seine Laune und sein verworrenes Konzept durch reichliche Dosen verbotenen Branntweins zu verbessern. Sein ohnehin leicht reizbarer Schädel wurde immer nebliger, sein von Natur kratziges Blut immer itechender. Alles schien ihm schief zu gehen. Sein schweres Automobil war auf einer elenden Strecke etwa 10 Meilen vor Mount Olive stecken geblieben. Mit Mühe und Not hatte er einen leeren Kohlenzug erreicht und war in dessen schmutziger Kabuse zur Station gelangt. Es war kein triumphierender Einzug. Der verdammte sozialistische Redner stand schon grinsend auf dem hölzernen Perron und begrüßte ihn mit der stichelnden Bemerkung: »Freut mich noch rechtzeitig angelangt zu sein, um Ihre



Beredamkeit zu bewundern.« Wie hatte es der Kerl nur fertig gebracht hier zu sein? Der Zugführer der Lokalbahn hatte doch versprochen eine künstlich gemeinte Reparatur an der Lokomotive als Vorwand für eine Verzögerung zu erfinden, den Sozialisten durch eine List aus dem Zug zu locken und ihn wie zufällig im Stich zu lassen. Hatte das nicht geklappt? Albert Kremer, der junge Ostpreuße, der als Sekretär der Mount Oliver Kohlengraber den Einfluß der Sozialisten verstärkte, schien Poohis' Gedanken zu erraten. Er grinste nämlich auch vergnügt und meinte: »Sie sind sicher froh zu hören, daß unser Redner einem kleinen Unfall auf der Bahn entging, ein Fordauto auf der nächsten Farm requirierte und imstande war sein Engagement zu halten.« Also so hatte er's gemacht. Natürlich, der leichte Ford war über Rauheiten des Wegs geglitten, die den Motor seiner eignen Maschine in Unordnung gebracht hatten. Poohis mußte seinen Ingrimms verschlucken und eine Freundlichkeit markieren, die ihm die Galle in die Kehle trieb. Zu seiner Erleichterung umringten ihn seine Freunde, und die Kohlengraberkapelle schlug den zu dieser Situation nett passenden Marsch an: »There'll be a hot time in the old town to-night.« Unterwegs nach dem Dorf raunte ihm ein Freund ins Ohr: »Lad' den Hundefohn zum Trinken ein. Wir machen ihn beoffen.« Doch der Sozialist machte dem Ruf von Milwaukee keine Ehre sondern nippte nur an einem Gläschen Ingwerbier, noch dazu so vorsichtig, daß es ausfah, als traute er dem Schankkellner nicht. Eine mehr handgreifliche Methode ihn außer Gefecht zu setzen war bei der Zahl und Stämmigkeit seiner Freunde nicht gut möglich. Poohis riet schließlich seinen Anhängern die vorsichtigerweise ebenfalls noch eingeladenen beiden demokratischen und republikanischen Redner so lange zum Aushalten anzufeuern, bis die Versammlung ermüdet wäre und dem Sozialisten Kürze aufzwänge. Vor dem republikanischen Redner brauchte sich Poohis nicht zu fürchten. Den hatte er schon so gut wie in der Tasche. Damit tröstete er sich einstweilen und schlich in das Geschäftszimmer des lokalen Advokaten der Grubenherren. Der blies ihm genug Redensarten ein, um über die größte Schwierigkeit seiner Grabrede hinwegzuleiten.

So zur rechten Zeit den Beistand eines Redegewandten zu genießen ist ja wunderbar schön. Aber fatal ist es beim Austritt aus seinem Haus den 3 schlimmsten Klatfchweibern des Dorfs in die Arme zu rennen. Poohis stammelte einen verlegenen Gruß, den die Damen kichernd erwiderten. Wie kam es, daß diese Drei zu dieser Stunde an dieser Ecke standen? Sein schlechtes Gewissen sagte ihm, daß diese Begegnung wohl kaum rein zufällig war. Steckte etwa Kremer dahinter? Es ging alles so schnell, daß er keine Zeit hatte eine Ausrede zu finden. Seinen eignen Vertrauten im Dorf konnte er sich in dieser Klemme nicht anvertrauen. Die durften auch nichts davon wissen. Vom Dorfplatz her rief schon das Hornsignal zum Antreten für den Marsch nach dem Kirchhof. Rasch suchte sich Poohis die Redefloskeln des Advokaten wieder ins Gedächtnis zu rufen. Aber mit einem verblüfften, gequälten, nebligen und heißen Kopf sind die Wendungen eines andern nicht leicht zu assimilieren, und noch schwieriger ist es sie in ein verworrenes Konzept so einzuflechten, daß sie wie originales Produkt klingen.

Auf dem viertelstündigen Marsch nach dem Kirchhof quälte sich Tim Poohis nutzlos ab Ordnung in sein Gedankenchaos zu bringen. Das Getöse der Kapelle, die Unterhaltung der beiden konservativen Redner, die zu seiner Rechten marschierten, und die Gelpenfter der 3 Klatfchmäuler mischten sich

So aufdringlich in seine Geistesqual, daß er keinen Zusammenhang in die großen Lücken seiner Rede bringen konnte. Der links neben ihm marschierende sozialistische Redner störte ihn noch mehr, weil er gar nichts sagte sondern ihn nurardonisch zu beobachten schien. Direkt hinter den Rednern kam die noch lebende Witwe eines der erschossenen Streiker mit ihren Kindern und Verwandten. Sie sprachen nur leise unter sich, doch dieses unverständliche Murmeln hinter ihm drang durch die Pausen der Kapelle wie eine Drohung, gegen die er keine Waffen hatte. Er wäre am liebsten langsamer marschiert, wäre es nur angängig gewesen. Viel zu früh für seine Fassung stand er vor dem Monument. Die Kränze wurden auf das Grab gelegt. Die Kapelle spielte eine Weise. Dann wurde es still um ihn. Mechanisch öffnete er den Mund und begann: »Fellow workers and friends.« Diese Anrede schien die Witwe ins Herz zu treffen. Sie sank laut schluchzend neben dem Grab auf die Knie. Im selben Augenblick war Poohis' ganzes armes Konzept verflogen. Er klammerte sich verzweifelt an 2 Sätze des Advokaten, die wie Zinnen über die Nebel seines Gehirns hinaus ragten. Sie standen aber weit und ohne Zusammenhang auseinander, und er konnte keinen rechten Halt daran gewinnen. Die Witwe weinte nun still vor sich hin.

Um Zeit zu gewinnen, zog Poohis sein Taschentuch hervor, schneuzte sich laut und tat tief gerührt. Innerlich wünschte er die Witwe mit unter die Erde. Endlich fing er noch einmal an: »Friends and fellow workers.« Gleich hinterher drängte sich nun unwiderstehlich zwingend der eine Satz des Advokaten: »In diesem Heim der Tapferen und Land der Freien hat ein jeder das gleiche Recht und die gleichen Chancen, und wehe denen, die an diesen Grundsätzen unseres Volks rütteln.« Das war eigentlich auf die Sozialisten gemünzt; wie es aber hier heraus kam, klang es wie eine offene Drohung gegen die Grubenherren, die diese Arbeiter gemordet hatten. Poohis wurde plötzlich gewahr, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren. In jedem Auge schien eine große Frage zu stehen. In den Augen Kremers und des sozialistischen Redners, die ihm direkt gegenüber neben der Witwe standen, schien diese Frage maliziös zu glänzen. Poohis erschrak und dachte, diese beiden wüßten sicher, woher dieser Satz kam. Die Pause wurde schon zu lang. Er mußte weiter reden. Automatisch deklamierten seine Lippen den andern Satz aus dem Schatz des Advokaten: »Kapital und Arbeit sollten wie Brüder einträchtig neben einander leben und sich gegenseitig helfen.« Der Satz gehörte nicht hierher. Leider konnte er trotz aller Qual nicht auf die Verbindung kommen. Er hatte Angst wieder stecken zu bleiben. Tat er's, so war er geliefert. Er mußte etwas sagen, ganz egal, was. Wie ein Hypnotisierter fing er einen Satz an, ohne zu wissen, wie er enden würde. Es war entsetzlich. Die Worte kamen von selbst heraus, und er mußte mit. Was sagte er eigentlich? Paßte es für diese Opfer der Virdener Schlächtereier? Auf einmal wußte er's. Es war eine Stelle aus der Gettysburger Rede Abraham Lincolns, in der Schule als patriotisches Vermächtnis bis zum Überdruß eingebläut: »Die Welt wird wenig Notiz nehmen von dem, was wir hier sagen, aber sie kann nie vergessen, was diese Toten hier getan haben. Es ist an uns, den Lebenden, das Werk zu vollenden, das diese Toten so brav begonnen haben. Es ist unsere Pflicht hier aufs neue dem großen Werk Treue zu schwören. Diese Toten mahnen uns mit noch größerer Hingabe an dem Werk zu arbeiten, für das sie sich bis zum letzten aufopferten. Wir müssen uns fest vornehmen, daß diese Toten nicht vergebens gefallen sein.

sollen, daß diese Nation unter Gott eine neue Freiheit gebären soll, und daß die Regierung des Volks, durch das Volk, für das Volk, nicht von der Erde verschwinden soll.« Allmächtiger, wenn das die Grubenbarone hörten, oder gar die Leiter der Demokratischen Partei! Aber jetzt gab es kein Halten mehr. Was konnte er noch aus dem alten Schulquatfch herleiern? Richtig, einige Sätze aus Daniel Websters erster Rede bei Bunker Hill. Die hatte er noch Stückweise auf der Zunge. Also los, frei aus dem Stegreif. »Halten wir fest an der Überzeugung, daß unser Land ein Beispiel für menschliche Freiheit und Glückseligkeit ist. Bisher hat unser Beispiel bewiesen, daß unsere Regierung wohl vereinbar ist mit Ruhe, Frieden, persönlicher Sicherheit, guten Gesetzen, gerechter Verwaltung. Unsere Geschichte beweist, daß eine Volksregierung durchführbar ist, und daß die Menschen mit Weisheit und Kenntnissen sich selbst regieren können. Es ist unsere Pflicht dieses mutige Beispiel weiterzuführen. Sollte unser System der Volksvertretung schließlich fallen, so wäre das ein Beweis, daß eine volkstümliche Regierung unmöglich ist. Eine bessere Kombination von passenden Umständen als die amerikanische gibt es nicht. Die letzte Hoffnung der Menschheit ruht darum auf uns. Und würde es bekannt, daß unser Beispiel ein Argument gegen dieses Experiment geworden ist, so wäre damit die Totenglocke für alle menschliche Freiheit geläutet. Aber wir wissen, daß in unserm Land eine andere Regierung unmöglich ist. Das Prinzip einer freiheitlichen Regierung ist unserm Boden eingeboren, so fest begründet wie die Berge. Möge die heilige Pflicht, die auf uns fällt, tief in unsere Herzen dringen. Täglich verschwinden die Alten unter uns, die für die Freiheit gekämpft haben. In unsere Hände fällt die große Verpflichtung. Wir können keinen neuen Krieg für unsere nationale Unabhängigkeit kämpfen, aber wir können und müssen unsere Unabhängigkeit zu Haus verteidigen und bewahren. Wir müssen nach Vervollkommnung ringen. Und mit Gottes Segen soll unser Land ein erhabenes Monument werden: nicht für Unterdrückung und Schrecken sondern für Weisheit, Frieden, Freiheit, für alle Ewigkeit.« Oh, oh, oh, es wurde immer schlimmer. Aber nur noch 5 Minuten, dann konnte er stoppen. Was konnte er nur noch sagen? Aus Washingtons Abschiedsadresse fiel ihm ein, daß da etwas über umstürzlerische Ruheltörer gesagt wurde. Wie war's doch? »Verwoben wie die Liebe zur Freiheit mit jeder Faser eurer Herzen ist, brauche ich nichts weiter zu empfehlen, um diese Ergebenheit zu befestigen. Mögen auch Kombinationen von Spezialinteressen und prinzipienlose Leute die Macht des Volks untergraben, die Freiheit wird immer einen Ausweg finden.« Verflucht, hat Washington das wirklich gesagt? Da hat er etwas verdorben. Aber Gott sei Dank, die Unabhängigkeitserklärung bleibt ihm noch als Rettungsanker. »Alle Menschen sind gleichgeboren und haben das gleiche Recht auf Leben, Freiheit und Glückseligkeit. Und wird die Regierung tyrannisch, so ist es das Recht und die Pflicht der Bürger sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue aufzurichten, die ihren Zwecken besser dient. Amen.«

Poohis wischte sich den Schweiß von der Stirn, neigte den Kopf wie in Andacht, faltete die Hände und schauderte. Den letzten Satz hatte er eigentlich nicht zitieren wollen, aber er schlüpfte heraus und mußte, einmal angefangen, zu Ende geredet werden. Ein herzlicher Applaus machte die Runde. Am lautesten klatschten Kremer und der sozialistische Redner. Sie blickten lächelnd nach Poohis hin und halfen der Witwe auf. Die Kapelle schlug einen Militärmarfch an, und die Versammlung nahm hinter ihr Schritt.

Poohis rückte mit den anderen Rednern in die Kolonne ein und verfluchte sein Mißgeschick. Er brauchte keinen Dolmetscher, um zu verstehen, daß er nicht seiner Absicht gemäß den konservativen Rednern das Stichwort für den Nachmittag gegeben sondern dem Sozialisten eine breite Bahn zur glänzenden Verhöhnung seiner Gegner geöffnet hatte. Den Kerl kannte er von früher her. Poohis aß sein gebratenes Huhn im Hotel, aber es schmeckte nicht. Er entschuldigte sich beim Festkomitee mit Kopfweh, zog sich in sein Hotelzimmer zurück und erliefte seinen Gram in Branntwein. Was verschlug es, wenn der Sozialist eine Weile faßelte? Morgen würde doch alles wieder im alten Gleise sein. Mit den Grubenherren würde er sich schon ausrichten. Die hielten auch solche Reden und dachten sich etwas anderes dabei. Und dem Sozialistischen Verein von Mount Olive saß schon die Axt an der Wurzel. Diese Brüder würden bald ihr Bündel Schnüren müssen. Das ließ sich ohne Verdacht und Krach schieben. Poohis betrank sich und lag dumpf im Bett, als das Redefest auf der improvisierten Bühne des Dorfplatzes begann.

Es war auch gut für ihn. Denn an dieser Zeremonie hätte er ebensovienig Freude erlebt wie an seiner Grabrede. Der republikanische Redner war nämlich auch ganz voll, als er auf die Bühne kam. Die Sozialisten hatten natürlich längst gemerkt, daß man ihren Redner durch Kniffe hatte verhindern wollen zu sprechen. Dieses Spiel konnten sie nun ohne Gewissensbisse auch verfluchen. Es gelang ihnen besser als ihren Gegnern. Der demokratische Redner konnte zwar so viel vertragen, daß er nicht unter den Tisch fiel, aber er war auch nüchtern eine Mittelmäßigkeit und konnte seinen Chef mit dem besten Willen nicht aus der Patzche ziehen. Der Republikaner war der bessere Redner von den beiden. Auf ihn hatten sich die Gegner der Sozialisten besonders verlassen, um die Übung so in die Länge zu ziehen, daß der Sozialist zu einer ermüdeten Versammlung reden mußte. Dieser Hort der Reaktion liebte aber seinen Schnaps. Es bedurfte nur geringer Ermutigung, um ihn anzuleiten immer noch einen zu nehmen. Als das Horn zur Versammlung blies, war er so voll, daß ihn seine Freunde nur mit Mühe auf den Beinen halten konnten. Die Versammlung merkte seinen Zustand sofort, als er taumelnd auf die Bühne kam. Er plumpfte schwer auf seinen Sitz und schwankte so gefährlich, daß ihn 2 Komiteemitglieder auf beiden Seiten stützen mußten, um ihn vor dem Umfallen zu bewahren. Der demokratische Redner mußte also allein die Stellung der alten Parteien verteidigen. Er hatte zwar seine Rede gut gelernt, aber sie war wie immer ein langweiliges Gericht von Banalitäten und Schnurren. Und er war so müde auf seinen Füßen, daß ihm jede Kraft fehlte die Zuhörer zu fesseln. Der republikanische Redner schlief bei der Rede seines Kollegen ein und mußte durch kräftige Püffe seiner Stützen wieder geweckt werden. Das amüsierte die Versammlung sehr, und wenn sie lachte, dachte der demokratische Redner, er hätte sich durch einen Satz lächerlich gemacht. Das machte ihn immer unsicherer und schwächer. Er war ebenso froh wie die Versammlung, als er zu Ende war und sich unter einem matten Höflichkeitsapplaus setzte. Nun war die Reihe an dem republikanischen Redner. Er taumelte an die Rampe der Tribüne, klammerte sich daran fest und stammelte mit schwerer Zunge einige Worte, die in der Heiterkeit der Versammlung untergingen. Das Festkomitee eilte herbei und bewahrte die Versammlung vor dem Schlimmsten. Unter allgemeinem Gelächter buglierte man den Seekranken nach dem Hotel.

Ein Ruck der Spannung ging durch Männer, Frauen und Kinder, als der Sozialist mit ruhiger Stimme anfang die Bedeutung des Tages für die Arbeiter zu betonen und in diesem Licht die Ereignisse der letzten Stunden aufzuzählen: die Versuche, ihn auf der Bahnstrecke auszusetzen, dann Brech- oder Schlafmittel in seinen Trank zu tun und schließlich ihn durch eine Überzahl von Gegenrednern zu erdrücken. Er malte ein treffendes Bild des sogenannten Arbeiterführers, der angeblich dem Grundsatz huldigt, es dürfe keine Politik in der Gewerkschaft geben, der aber mit allen Kräften gegen die Sozialisten scharfmacht, um Personalpolitik auf Kosten seiner Gewerkschaft zu treiben. Er schilderte humorvoll, wie dieser Arbeiterführer zu dem Sachwalter der Grubenherren schleicht, um seine Grabrede mit salbungsvollen, aber durch und durch faulen Redensarten zu spicken, und wie ihm dann sein schlechtes Gewissen vor dem Grab der gemordeten Arbeiter die Zunge verdreht, so daß er nur verwirrt herleiern kann, was er in der Schule von Washington, Webster und Lincoln gelernt hat, sich damit aber selbst die Augen ausschlägt. Er sprach mit vernichtendem Spott von der demagogischen Manier radikale Phrasen zur Verdeckung reaktionärer Ziele zu benutzen. Aus der amerikanischen Geschichte wies er nach, daß Washington, Webster und Lincoln zwar viel von Freiheit, Gleichheit und Volksherrschaft faselten, in der Praxis aber für die herrschenden Klassen gegen das Volk regierten. Von Lincoln sagte er, daß dieser wohl persönlich ein wohlmeinender und herzlich guter Mensch war, aber nie etwas tat, um dem Volk die Herrschaft zu sichern und der Ausbeutung ein Ende zu machen. Bestenfalls hätte er versucht von den Ditteln des Kapitalismus die Feigen der Demokratie zu ernten, ein innerlich auf Knechtschaft begründetes System zu deren Humanisierung zu mahnen. Aber selbst ein guter Herr ist ein Sklavenhalter. Die Abschaffung der Negerklaverei hätte nur die Lohnklaverei der weißen Arbeiter um so mehr befestigt. Übrigens hätte Lincoln auch nur in der Not des Bürgerkriegs zur Abschaffung der Negerklaverei gegriffen, um die Südstaaten zu desorganisieren. Noch beim Ausbruch des Bürgerkriegs hätte er dem Kongreß zugesichert, er hätte nicht die Absicht die Negerklaverei anzutasten. Ebenlowenig hätten die heutigen Machthaber, die mit reaktionären Arbeiterführern in der National Civic Federation an einem Tisch sitzen und von Bruderschaft zwischen Arbeit und Kapital faseln, die geringste Absicht vom Rücken der Arbeiter herunter zu steigen und diese als Teilhaber am Geschäft und sozial Gleiche zu behandeln. Was in Virden passierte, ist noch heute die Regel, wenn sich die Arbeiter ernstlich gegen die Klassenherrschaft zur Wehr setzen. Es gibt keine wirkliche politische Demokratie ohne wirtschaftliche Demokratie. Die Arbeiter müssen aus eigener Kraft eine neue Gesellschaft aufbauen, in der die Diktatur einer Minorität unmöglich wird.

Der Beifall der Versammlung gab ihm recht. Der demokratische Redner, der noch als Vertreter dieser Politik auf der Bühne saß, drehte und wendete sich verlegen, wagte aber keinen Widerspruch. Man sah ihm an, daß er sich weit weg wünschte. Aus der Mitte der Versammlung rief eine ostpreußische Stimme: »Demokrat, dumme Kret!« Lautes Gelächter und Händeklatschen stimmte ihm bei. Ein Dutzend und mehr Stimmen riefen dem Redner zu: »Jetzt rede deutsch. Wir verstehen alle Deutsch.« »Sure we versteh dutch«, schrie ein Schotte. Noch eine Stunde lang ging es auf deutsch im Text weiter: »Es ist gar nicht wahr, daß das amerikanische Experiment der

mit halber politischer Demokratie verkleideten Klassenherrschaft die letzte Hoffnung der Menschheit ist. Websters Behauptung ist nur Demagogie und echt angelfächliche Überheblichkeit. Es mag die letzte Hoffnung der Volksverdummer sein, aber dieses Experiment muß fehlschlagen und ist schon fehlgeschlagen. Und das ist auch gut so, denn auf diese Weise lernen endlich auch die amerikanischen Arbeiter, was Millionen europäischer Arbeiter schon längst wissen, daß es einen sozialistisch-demokratischen Ausweg aus der Plutodemokratie gibt. Es gibt mehr wirkliche Demokratie in allen europäischen Ländern als in den Vereinigten Staaten von Amerika. Und selbst unter dem alten kaiserlichen Regime in Deutschland hat es schon eine soziale Versicherung gegen Alter, Krankheit und Unfälle gegeben, die die amerikanische Pseudodemokratie noch heute dem Volk verweigert. In Europa braucht kein Arbeitsloser heute mehr zu verhungern. In diesem Land der Freiheit und Gleichheit aber sieht man selbst Kriegsveteranen eine Mahlzeit aus dem Abfall herausluchen. Nicht die amerikanische Scheindemokratie, die alle Welt erlösen zu wollen vorgibt, sondern die sozialistische Demokratie der Arbeiterklasse aller Länder ist die Hoffnung der Welt.«

So schloß das Arbeitsfest von Mount Olive.

## INGE STRAMM · GROSZSTADT



UNTER der nächtlichen Großstadt liegt der rote Dunst. In den funkelnden Straßen gellen Autohupen. Dunkle Schatten der Menschen wehen hinter erleuchteten Fenstern. Blüten nicken im schmalen Glas. Schwarzfamtner Himmel neigt sich werbend zu den lauten Straßen. Doch Bündel strahlenden Lichts zucken wie Pfeile feindlich empor. Funkelglanz der Reklamen blendet den schreitenden Menschen, tanzt in sein Hirn. Hoch über allen Köpfen strömt unaufhörlich perlender Sekt in ein schimmerndes Glas, so wie eine Fata Morgana den Reisenden in der Wüste lockt.

Der Durstende träumt eine ganze Nacht davon in seiner Kammer im 2. Hinterhaus. Morgens beim Erwachen brechen seine Lippen vor Trockenheit, und das lauwarne Wasser, das die Wirtin in fleckiger Schürze Kaffee nennt, ist nur noch unerträglicher. Tagsüber in der stickigen Luft des Bureaus bauen sich dem Schreibenden alle Zahlen zu dicken Tropfen und tanzen vor seinen Augen. Der Abend kommt und ist leer und dennoch lastend. Der einsame Mensch versinkt in der Stille seines Zimmers.

Da reißt ihn ein Letztes hoch und treibt ihn hinaus. Wie er durch die Straßen geht, lächelt ein Mädchen ihn an, und da ist er plötzlich reich. Noch hat er Geld in der Tasche. Nur auf ihn warten all diese strahlenden Bogenlampen an den Eingängen der Caféhäuser, und die goldbetreßten Portiers müssen die Hand grüßend heben, wenn er vorbeigeht. Niemand sieht sein ängstlich sich verkriechendes Herz unter dem gutgebügelten Anzug und dem sauberen Hemd, und niemand weiß um die elende Kammer im 2. Hinterhaus. Ein Mädchen lächelt ihm, und dieses Lächeln erwärmt sein Herz.

Von einem kleinen Jungen mit bettelnden Augen kauft er einen Blumenstrauß. Aber da hat er das Mädchen schon aus den Augen verloren und steht nun allein mit den wartenden Blumen. Doch eine Welle von Musik schlägt

über ihm zusammen. Lachende Menschen locken. Vor einem gläserbelegten Buffet steht er. Ein dicker Wirt schenkt Bier in breite Gläser. Jemand legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt Kamerad. Und da ist er nicht mehr allein. Aber er schämt sich plötzlich des Blumenstraußes, den er noch in der Hand hält. Und weil er nichts anderes damit zu beginnen weiß, schließt er seine breite Hand um die armen Blumen und will sie in das Dunkel der Jackentasche versenken.

Da geschieht es, daß Mädchenfinger die seinen festhalten, und helle Augen fragen. Jedoch das plötzliche Gelächter der Umstehenden treibt Röte in die Wangen, aber das ist etwas Gleiches, was ihn und das Mädchen vereint und nur rascher zu einander finden läßt. So verlassen sie gemeinsam die laute Kneipe, und das Mädchen trägt die Blumen am Ausschnitt ihres Kleides.

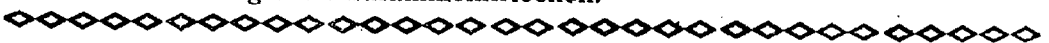
Die beiden jungen Menschen gehen durch das Gewühl der Straßen wie hundert andere und sind sich selbst doch eine stille Insel, umrandet von den Menschen. Sitzen in lauten Caféhäusern im grellen Licht und sehen doch nur sich selbst. Und um die stark rauschenden Quellen ihrer Herzen zu übertönen, sind sie lärmender als alle. Das Lachen des Mädchens ist kreischend vor Hilflosigkeit. In das bunte Gewoge eines Rummelplatzes drängen sie sich, verkrampfen ihre Hände in einander und sind sich so neu, daß sie erschrecken. An den Schießbuden pfeifen die Schüsse. Würfel fallen neugierumflattert. Ein Karussell dudelt. Bunte Lampen schwanken verlockend über vorhanggeklafften Eingängen. Und wie im Rausch trinken sie all dieses Fremde und suchen doch nur eines den andern.

Dann aber tut eine dunkle Straße sich einsam auf, längs eines schwarzen Kanals. Und sie gehen langsam, dicht neben einander, so wie sie alle gehen in der Verwirrung ihrer Herzen.

Brücken wölben sich schattend. Stadtbahnzüge donnern rollend darüber. Ein Kran kreiselt. Im flackernden Lichtschein arbeiten Straßenarbeiter. Sie stehen gebückt mit stumpfen Gesichtern, ausgeschlossen aus der festlichen Ruhe der Nacht. Ungeheuer wachsen ihre Schatten. Und in diesem Augenblick spüren die beiden jungen Menschen erst ganz, wie reich sie sich gegenseitig machen.

Der graue Alltag ihres Lebens ist jäh versunken. Vergessen die Angst kleiner Stuben und das trostlose Einerlei aufgezwungener Arbeit. Wie die vergänglichen Lichter der Stadtbahnzüge sich unter den Brücken spiegeln, so spiegelt sich der junge Glanz ihrer erwachenden Herzen in der Nacht und verdunkelt alles andere. Gleicherweise aber wächst das Leid des Begehrens und des Sichhaltenwollens. Aber selbst die dunkelste Straße ist zerrissen von erschrockenem Flüstern, und an jeder Ecke steht klirrend ein Schupemann. Erst ganz am Ende aller Straßen, wo ein Wind frei wie über Felder her weht, im Schatten eines hohen Bretterzauns stürzen sie in die erste Umarmung, ganz jäh, ganz unvermittelt, so wie Ertrinkende einen Strohhalm ergreifen.

Um sie ist der zarte Duft der welkenden Blumen, die das Mädchen am Ausschnitt ihres Kleides trägt. Und dies ist eine große Gnade. Denn nur über Schutthalden weht der Wind daher, und hinter dem Bretterzaun steht die Reihe der Müllkästen vieler dunkler Hinterhäuser, die vor riesig drohenden Fabrikchloten ängstlich zusammenkriechen.



## ADOLF BEHNE · IST DER IMPRESSIONISMUS UNDEUTSCH?



WIEDER einmal ist, durch die Ausstellung neuerer deutscher Kunst in Oslo, befohrt durch die Berliner Nationalgalerie, das Problem der nationalen deutschen Kunst zur Erörterung gestellt. Die Kollektion in Oslo sollte nach dem Programm der Nationalgalerie nur jene deutschen Künstler präsentieren, die ihren Stil »nicht als Schüler und Folger der Franzosen« gebildet haben. Das hieß den Veranstaltern praktisch: Ausschluß der Impressionisten. Wir wollen hier nicht erneut zu der Osloer Kollektion (deren Leitmotiv mehr der in Deutschland auf politischem Gebiet hochgezüchteten Frankophobie als einem Kunstprinzip entsprang) Stellung nehmen sondern nur einmal fragen, ob die Tatsache eines Einflusses von Osten oder von Westen, von Süden oder von Norden her etwas über die nationale Selbständigkeit eines Künstlers ausagt.

Es ist klar, daß es einen Grad von Beeinflussung gibt, der zur sklavischen Abhängigkeit wird. Aber wir dürfen ihn hier ausschalten. Wer kopiert, ist niemals Künstler, ganz gleich, ob er einen Ausländer oder einen Landsmann kopiert. Die Frage ist immer nur, ob eine an sich bedeutungsvolle künstlerische Arbeit durch die Feststellung von Beziehungen zu künstlerischen Erscheinungen jenseits der Grenzen in ihrem Wert verringert werden kann.

Etliche verwerfen jede solche Beziehung aus patriotischen Gründen. Für sie ist alles Nichtdeutsche schlecht, also auch alle nichtdeutsche Kunst. Nur deutsche Kunst ist wahre Kunst. Also muß jede Verbindung mit einer andern Kunst schädlich sein. Man verwirft jede Beziehung über die Grenzen hin, weil alles, was jenseits der deutschen Grenzen liegt, eo ipso minderwertig ist. Gegen solche, die so denken, ist nichts auszurichten. Daß unsere größten Geister, ein Dürer, ein Goethe, anders dachten, das wissen sie vermutlich nicht. Aber da sind andere, die sagen: Selbstverständlich ist die französische, die italienische, russische, jüdische, mongolische Kunst nicht minderwertig. Sie gestehen jeder echten nationalen Kunst den gleichen Rang zu. Nur sind sie der Überzeugung, daß Vermischungen ungünstig für jede nationale Kunst sind. Sie lehnen im Nationalen, in der nationalen Kultur und Tradition den tragenden Mutterboden aller echten Kunstäußerung, sie lehnen sich gegen eine wurzellose Kunst auf, die in der Luft schwebt und leicht zur Beute eines unzuverlässigen Intellektualismus wird. Und sie haben im Prinzip durchaus recht und können auf manchen Künstler alter und neuer Zeit hinweisen, der stark und groß war, solange er seinem Boden treu blieb, aber erlahmte, als er in einem internationalen Zentrum sich von seiner Humusschicht löste.

Freilich, vor Übertreibungen und Dogmen muß man sich auch hier in acht nehmen. Der Mensch ist nicht einfach eine Ackerpflanze. Die Natur hat ihn beweglich geschaffen, und die Kunstgeschichte kennt eine ganze Reihe von Künstlern, denen das Erlebnis eines fremden Lands und einer fremden Kunst erst zur Befreiung ihrer eigensten nationalen Natur verhalf. Hans von Marées kam zu sich selbst, als er Spanien betrat; Deutschland hatte ihn stehen lassen. Und Spanien war der Befreier auch für Edouard Manet<sup>1</sup>. Kostüme spanischer Tänzer und Tänzerinnen, die in Paris auftraten, hatten ihn begeistert. Als er

1) Siehe Behne Die Kunst Edouard Manets, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 58.



dann einige Jahre später das Land selbst auffuchte, war er zwar nicht enttäuscht, aber doch nicht so begeistert wie damals von den Kostümen auf der Pariser Bühne. Generationen von Künstlern aus aller Herren Ländern waren durch Jahrhunderte zu Gast in Rom. Aber kann man bezweifeln, daß das Rom der Franzosen ein ganz anderes Rom war als zur gleichen Zeit das Rom der Deutschen? Und spielen nicht grade bei deutschen Künstlern politische Dinge stark in ihre Romlehnfucht hinein? Sie waren auf der Flucht vor der lähmenden Enge der deutschen Kleinstaaterei und aus kleinstädtischer Öde. Gewiß, wir dürfen es als eine seltene Echtheit bewundern, wenn Leibl, der stark unter den Kunstvereinsdeutschen jener Zeit litt, sich auf das bayrische Dorf zurückzog, er, der Rheinländer, der Kölner<sup>2)</sup>. Aber welcher Vorwurf sollte wohl einen Arnold Böcklin treffen, der die beste Luft zum Atmen, die beste Atmosphäre zur Produktion in Florenz und in Rom fand? Doch wen hatte er hier als Vorbilder im Sinn? Die großen primitiven Niederländer und Deutschen, *nicht* die Italiener der großen Zeit, die ihn umgaben. Die Ortswahl hat mit der Wahl der *künstlerischen* Heimat nur wenig zu tun. Diese Bemerkungen sollen nur zeigen, daß die Frage komplizierter ist als sie scheint. Politische und sonstige außerkünstlerische Verhältnisse können grade stark national empfindenden Naturen den Heimatboden unfruchtbar machen. Manch einer braucht, um ein Deutscher zu sein, die Fremde.

Aber die Impressionisten in Deutschland, sind sie nicht halbe Franzosen geworden? Ist nicht der Impressionismus ein ausschließlich französischer Stil, eine Form, die deutschem Wesen nicht entspricht?

Das ist ein vollkommener Irrtum. Wir brauchen hier nur an die herrliche Jahrhundertausstellung deutscher Kunst vor 25 Jahren in der Berliner Nationalgalerie zu erinnern. Als damals die Wasmann, Dahl, Carus, Waldmüller, Rayski entdeckt wurden, bestand eine starke Neigung bei uns den Impressionismus auf Grund dieses neuen Materials als eine *deutsche* Tat zu entdecken. Und nun wieder so herum? Tatsache ist, daß Adolf Menzel in den vierziger Jahren Bilder gemalt hat, die, wie das kostbare Balkonzimmer von 1845, zu den Inkunabeln des Impressionismus gehören, und daß 20 Jahre vor ihm der noch immer unerkannte Carl Blechen völlig aus Eignem Beispiele eines Impressionismus gegeben hat, die zauberhaft sind und mit an der Spitze stehen (gleichzeitig ist dieser große Maler der Vorläufer Menzels und Böcklins). Noch bei Kriegsausbruch galten unsere Impressionisten als "national", und als "international", als undeutlich und also verdächtig galten die Künstler des Blauen Reiters, der Brücke, die Wilden und Expressionisten aller Art. Aber grade das Urteil über nationale Werte sollte von Stimmung und Konjunktur unabhängig bleiben. Nun ist es selbstverständlich nicht unsere Ablicht den Impressionismus deshalb den deutschen Malern zu erlauben, weil er in Deutschland erfunden sei. Auch wenn der Impressionismus zuerst ausschließlich in Frankreich aufgetaucht wäre, würden wir seine Aufnahme in Deutschland durchaus nicht für undeutlich halten, sowenig wir die Aufnahme deutscher Musik in Frankreich für unfranzösisch halten. Es liegt uns hier nur daran jenen Kunstbananen, die heute in Deutschland gegen den welchen Impressionismus sind, zu zeigen, daß sie den Impressionismus nur deshalb als undeutlich erklären können, weil sie, Kraftmeier des nationalen Gefühls, nicht einmal ihre deutsche Kunst wirklich kennen.

2) Siehe dazu auch *Behne* Wilhelm Leibl, in den Sozialistischen Monatsheften 1929 I Seite 411.

Seine Eroberung der Welt trat der Impressionismus nicht von Deutschland aus an, das ein Genie wie Blechen elend untergehen ließ (nur Bettina von Arnim setzte sich leidenschaftlich, doch ohne Erfolg, für ihn ein). Der Impressionismus eroberte die Welt von Frankreich aus, und es ist wahr, daß Max Liebermann nicht an Blechen und Menzel anknüpfte sondern an Millet, Courbet und Manet. Von ihnen nahm er den Mut zum großen Format, das soziale Pathos und gewisse Motive. Aber entscheiden denn diese Momente über die nationale Echtheit eines Kunstwerks?

Nein, sie entscheiden nicht. Ich möchte hier einen klugen Satz zitieren, den der Kritiker des norwegischen Dagbladet am 11. Januar über die deutsche Kollektion in Oslo schrieb. Er meint, die Deutschen seien doch viel zu sachlich, als daß sie ihre nationalen Eigenschaften kultivierten: weil sie sicherlich wüßten, daß doch keiner vor seinen nationalen Eigenschaften davonlaufen könne. So ist es. Niemand kann seinen nationalen Eigenschaften davonlaufen, selbst wenn er es wollte. Man muß sie nicht kultivieren, um sie zu haben. Diese Qualitäten sitzen viel zu tief, als daß sie wesentlich beeinflußt werden könnten. Liebermann als einen Folger der Franzosen zu bezeichnen, weil er in gewissen Dingen des Motivs und selbst des "Stils" Anregungen vom Westen aufnahm, ist absurd. Das nationale Element, wie es Heinrich Wölfflin immer wieder in wissenschaftlicher Klarheit zu erfassen sucht<sup>3</sup>, ist ein in der Tiefe wirksames, konstitutives Element, das unterhalb der Formen- und Stilwelt arbeitet und von den Dingen der Motivwahl und des Gegenständlichen gar nicht berührt wird. Um es zu fassen (und noch viele Arbeit über Wölfflin hinaus ist da zu leisten), muß man das Augenmerk auf Momente richten, die nur in abstrakten Beziehungsbögen und unterirdischen Proportionalitäten, in einer vor aller Gegenständlichkeit und Dinglichkeit wirksamen Geologie der Massen und Verhältnisse liegen. Wölfflin hat uns in seinem letzten Buch abermals manches wertvolle neue Erkenntnisgut für die Lösung dieser Fragen gegeben. Es sei hier nur ein Einwand gestattet: Wölfflin bleibt zu nahe beim Registrieren stehen, es fehlt bei ihm (ganz bewußt) die Bindung mit den räumlichen und zeitlichen Schicksalen des Volks. So sehr, daß man bei ihm zum Schluß fast sagen könnte: Gut, der Unterschied zwischen deutscher und italienischer Kunst ist ganz klar herausgearbeitet, doch eben nur der Unterschied; aber weshalb ist gerade *diese* Form die deutsche und *jene* die italienische und nicht umgekehrt?

Je stärker irgendein Kunstwerk ist, um so stärker lebt und wirkt in ihm auch das nationale Element. Nur muß man es nicht auf der Oberfläche suchen. Mag der neuere deutsche Impressionismus viele formale, motivische und gegenständliche Anregungen von Frankreich her erfahren haben, das alles ändert nicht den besondern innern Bau, die organische Konstitution. Jener norwegische Kritiker hat vollkommen recht: Der Künstler hat es gar nicht nötig die nationalen Eigenschaften zu kultivieren. Er kann ihnen auf keinen Fall entrinnen, selbst wenn er wollte, so wenig wie seinem Schatten. Es gibt auch in der Kunst Schlemihle: die Kopisten jeder Art. Aber gerade die Impressionisten kann man nicht zu ihnen rechnen. Sie liebten das Licht, sie liebten also auch den Schatten der Dinge im Licht. Sie entdeckten die Farbigkeit des Schattens und hatten gewiß keine Neigung ihn zu verkaufen.

3) Siehe Wölfflin Italien und das deutsche Formgefühl /München 1931./

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Erwin Rawicz

Thomas † Ein furchtbarer Schlag hat die internationale Sozialpolitik getroffen: In der Nacht vom 7. zum 8. Mai starb in Paris plötzlich Albert Thomas, der Direktor des Internationalen Arbeitsamts, in seinem 54. Lebensjahr. Er wurde aus dem tätigen Leben herausgerissen: grade als er seinen großangelegten gesamt europäischen Arbeitsbeschaffungsplan der Öffentlichkeit vorgelegt hatte (siehe darüber den Artikel Kaliskis, in diesem Band Seite 389). Unbefritten kommt diesem unermüdlchen, wahrhaften Sozialisten der Name des angefeindeten internationalen Sozialpolitikers zu, er verdankt diesen seinen Ruf nicht seiner Stellung an der Spitze der Internationalen Arbeitsorganisation sondern eben seinen hervorragenden Eigenschaften des Geistes und des Charakters und seiner umfassenden Kenntnis der sozialen Nöte der ganzen Erde.

Thomas zog unter Jaurès' Leitung ins politische Leben ein. Anfang dieses Jahrhunderts hielt er sich, mit der Inbrunst der Jugend alles studierend und erfassend, in Berlin auf, wo er mit den sozialistischen Monatsheften in enge Verbindung kam; in ihnen erschien 1903 sein erster Artikel, ihren Gedanken blieb er treu, sie ständig erweiternd und kraftvoll in die Tat umsetzend. Mit 32 Jahren kam er ins französische Parlament, er war in verschiedenen öffentlichen Stellungen, in hohen Ämtern tätig und wurde während des Krieges, noch nicht 40 Jahre alt, Minister. Seit 1920 leitete er das Internationale Arbeitsamt in Genf, dem er durch sein vorwärtstürendes Tempo, durch seine unbefiegbare Stoßkraft die Geltung verschafft hat, die es heute auf der ganzen Welt hat. Er hat es verstanden die internationale Sozialpolitik Zielen näherzubringen, die man ein Jahrzehnt vorher noch als utopisch angesehen hatte. Seine nie verliegende Initiative riß die anderen mit, seine überragende Rednergabe überzeugte, seine Erfahrungen waren von allen anerkannt. Ein Nachfolger Albert Thomas' auf dem hohen Präsidentenstuhl in Genf wird es schwer haben, wenn sein Name dereinst in der Geschichte nicht hinter dem seines großen Vorgängers verblaffen soll. Die Sympathien der Welt sind Thomas entgegengebracht worden, 42 Völker aller

Erdeile entsandten Delegierte zu seiner Beiletzung, an der die Repräsentanten des sozialpolitischen Lebens aller Kulturvölker teilnahmen. Die Trauer der Nationen und vor allem der Arbeiterklasse gilt einem Mann, dessen Name an erster Stelle in dem Goldenen Buch der Internationale der Sozialpolitik steht.

**Arbeitsbeschaffung** Der Reichswirtschaftsrat hat lange Beratungen über die Frage der Arbeitsbeschaffung in Deutschland gepflogen. Das Ergebnis ist eine Denkschrift mit einem Arbeitsbeschaffungsprogramm, das 1 Million Arbeitslosen während einer längeren Dauer Arbeit geben soll. Die Maßnahmen, die vom Reichswirtschaftsrat empfohlen werden, sind diese: Reichsbahnaufträge zur Ausführung von Reparaturen und Erneuerungsarbeiten, Reichspostaufträge insbesondere zur Automatisierung des Fernsprechwesens, einer Verstärkung des Automobildienstes und Kabelverlegungen, ferner Straßenbau- und Hochwasserchutzprogramm, Meliorationen landwirtschaftlicher Art, verbesserte Ausstattungen der Molkereien zum Zweck einer Förderung der Milchwirtschaft. Schließlich fordert der Reichswirtschaftsrat umfassende Hausreparaturen. Über die Finanzierungsfragen dieser Programmvor schläge wird Endgültiges in der Denkschrift nicht gesagt. Allein der Frage der Arbeitsbeschaffung war ein besonderer Kriegenkongreß des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds gewidmet, der am 13. April 1932 in Berlin tagte. Auf diesem Kongreß, auf dem außer Vertretern der Reichsregierung auch die preussische Regierung durch ihren Ministerpräsidenten vertreten war, hielt Willi Eggert das Hauptreferat. Er schlug vor: Erhaltung und Verbesserung des Straßennetzes, Arbeiten zum Schutz gegen Hochwassergefahren, Kleingewohnungsbau, Hausreparaturen, Reichsbahn- und Reichspostaufträge, zweckmäßige Siedlungsarbeiten und landwirtschaftliche Meliorationen. Teilweise decken sich diese Forderungen mit denen des Reichswirtschaftsrats. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund glaubt, daß diese Arbeiten für die Dauer eines Jahres ungefähr 1 Million Arbeitslose beschäftigen würden. Der Gesamtaufwand wird auf 2 Milliarden Mark geschätzt, für die die Finanzierung in der Hauptsache durch eine volkstümliche Arbeitsbeschaffungsanleihe erfolgen soll.

mit dem Ziel die aus Ängstlichkeit gehorteten Geldbeträge auf den Geldmarkt zu bringen. Abgesehen von dieser innern Anleihe, die einen betont nationalen Charakter trägt, soll geprüft werden, inwieweit Steuermittel aus der Hauszinssteuer und der Reichsfluchtsteuer zur Finanzierung verwendet werden können. In engem Zusammenhang mit der Arbeitsbeschaffung fordert der Bund die allgemein gesetzliche 40stündige Arbeitswoche. Der Reichsarbeitsminister Adam Stegerwald (der dann am 30. Mai mit dem Kabinett Brüning zurücktrat) lehnte eine Arbeitsbeschaffung, die mit einer Inflation bezahlt werden würde, ab. Zunächst sollten die Betriebe, die Aufträge haben, mit Krediten zu erträglichem Zinsfuß verlorgt, die öffentlichen Haushalte ins Gleichgewicht gebracht werden, um dadurch die Voraussetzung zur Währungserhaltung zu schaffen und auf dieser gesicherten Grundlage zu vorlichtigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen zu kommen, über die Stegerwald nähere Angaben leider Mitte April noch nicht machen konnte. Die Verkürzung der Arbeitszeit stellte er auf dem Weg der Verordnung erneut in Aussicht. (Damit dürfte jedoch nach dem Regierungswechsel kaum zu rechnen sein.) Die notwendige außenpolitische Beruhigung als Voraussetzung organischer Wirtschafts- und Arbeitsbelebung war in die Diskussion des Kongresses nicht einbezogen.

**Deutschland:** Die finanzielle Krise der Sozialversicherung mit Ausnahme der Arbeitslosen- und der Angestelltenversicherung, die finanziell als gesund anzusprechen sind, zeigt sich in den soeben veröffentlichten Jahresziffern für 1931. In der Krankenversicherung sind die Beitragseinnahmen um  $\frac{1}{5}$ , auf etwa 1600 Millionen Mark, zurückgegangen. Die Ausgaben liegen trotz der einschneidenden Leistungsenkung um etwa 10 Millionen über den Einnahmen, so daß in der gesamten Krankenversicherung ein Defizit in dieser Höhe eingetreten ist, das neben den Wertminderungen des Eigenvermögens der Krankenkassen Ende 1931 auf rund 900 Millionen Mark verringert hat. In der Unfallversicherung stehen den Einnahmen von rund 370 Millionen Mark Ausgaben von rund 415 Millionen gegenüber, ein Fehlbetrag von 45 Millionen bleibt zu decken, so daß das Vermögen sich auf rund 265 Millionen Mark vermindert. In der Invalidenversicherung belaufen sich die Einnahmen des Jahres 1931 nur noch auf

rund 1325 Millionen Mark, das sind über 200 Millionen weniger als 1930. Da die Ausgaben rund 1525 Millionen Mark betragen, entsteht ein Defizit von 200 Millionen, durch das das Vermögen der Invalidenversicherung auf 1440 Millionen Mark zusammenge schrumpft ist. Das Defizit der Knappschafftsversicherung in Höhe von rund 25 Millionen Mark ist 1931 dadurch entstanden, daß den Einnahmen von rund 197 Millionen Mark Ausgaben von 222 Millionen gegenüberstehen. Das Vermögen dieses Zweigs der bergbaulichen Versicherung hat sich dadurch auf rund 119 Millionen verringert. Ein Lichtblick ist die Angestelltenversicherung, die mit 523 Millionen Mark Einnahmen einen Ausgabeetat von 263 Millionen zu leisten hatte, so daß ihr ein Überschuß von 260 Millionen verbleibt, der ihr Vermögen auf rund 1,9 Milliarden Mark erhöht. Die Fehlbeträge des Jahres 1931 werden in diesem Jahr noch steigen, die Schwierigkeiten müssen sich naturgemäß erhöhen. Der bürgerliche Sozialreformer wird gleichwohl beachten müssen, daß die deutsche Sozialversicherung die Lebensversicherung des deutschen Kapitalismus ist.

**Totenliste** Ein schwerer Verlust nicht nur für die Gewerkschaften sondern für die gesamte sozialpolitische Entwicklung ist der Tod *Paul Umbreits*, der am 21. März einem Herzschlag erlag (siehe die Rundschau Gewerkschaftsbewegung, in diesem Band Seite 534). Bei Bildung des Reichswirtschaftsrats wurde er Leiter seines sozialpolitischen Ausschusses, eine Stellung, für die er auf Grund seiner eingehenden sozialpolitischen Schulung in besonderer Weise geeignet war. Eine große Anzahl sozialpolitischer Schriften, namentlich auch seine Aufsätze, die in den sozialistischen Monatsheften erschienen, zeugen von dem starken Können Umbreits ebenso wie von der klaren Linie, die er sein ganzes Leben auf allen Gebieten, auf denen er sich betätigt hat, verfolgte. Die deutsche Sozialpolitik ist um eine große Arbeitskraft ärmer. Am 11. März konnte *Hermann Abraham* in Berlin seinen 85. Geburtstag feiern. Wenige Wochen später, am 4. Mai, starb er. Sein Name ist mit der Kinderfürsorge, den Volksküchen wie überhaupt der Einrichtung wohlthätiger Institute aufs innigste verbunden; allein während des Krieges leitete Abraham 176 Wohltätigkeitsanstalten für Erwachsene und Kinder, nach dem Krieg schuf er Kinderheime und Genesungsheime.

**Kurze Chronik** Aus dem (33.) Jahresbericht für das Jahr 1931, den der Verein zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung vorlegt, geht die legensreiche Wirkung seiner führenden Persönlichkeiten auf dem *Kindererschutz*gebiet hervor. Fast 500 Kinder unterhält diese soziale Institution auf dem Land und in Berlin, teilweise in Heimen teilweise in Pflegestellen, abgesehen von den vermittelten Vormundschaften, Erholungsfürsorgen für Kinder, Winterhilfe und ähnlichem. Die Hilfswürdigkeit der Organisation steht außer Zweifel.  $\diamond$  In der Schriftenreihe der Dresdener Blätter für Wohlfahrtspflege veröffentlichte Annemarie von Wilucka interessantes Material über die *Freizeiten* für jugendliche Erwerbslose in Sachsen, das zeitlich nicht gebundenen Wert hat.  $\diamond$  Die Soziale Gerichtshilfe, die sich der *entlassenen Strafgefangenen* annimmt und sie dem sozialen Leben zurückzugewinnen sucht, dehnt ihre Tätigkeit immer weiter aus. Sie hat in Berlin im letzten Berichtsjahr allein 14 711 Fälle bearbeitet. Wohlfahrtsämter, kommunale wie kirchliche, ziehen ihre Arbeit heran, wenn sie den Entlassenen helfen wollen.  $\diamond$  Die amerikanische Sozialpolitikerin *Jane Addams* erhielt einen Teil des Friedensnobelpreises für 1931. Sie ist Präsidentin der 1915 im Haag von ihr begründeten Frauenliga für Frieden und Freiheit; ihren Ruf als Sozialpolitikerin hat sie durch ihre *Settlementsarbeit* in den Slums nordamerikanischer Großstädte begründet.

**Literatur** Mit dem Landarbeiterhaushalt beschäftigt sich *Max Hofer*, der mit Haushaltsrechnungen von 130 Familien eine Erhebung des Reichsverbands Ländlicher Arbeitnehmer durchgeführt hat. Die Schrift *Die Lebenshaltung des Landarbeiters* /Berlin, Landvolkverlag/ untersucht Einkommen und Ausgaben, gibt sehr gut durchgearbeitetes zahlenmäßiges Material auch für die Frage der Eigenwirtschaft des Landarbeiters. Hofer zeigt, ein wie hoher Teil des Einkommens der Landarbeiterfamilien durch Mitarbeit der Kinder und so weiter beschafft werden muß. Man sieht, daß trotz dieser Mitarbeit der ganzen Familie die Not oft außerordentlich groß, an eine Befriedigung kultureller Bedürfnisse kaum zu denken ist. Hofer kommt zu dem Schluß, daß es mancher kinderreichen Landarbeiterfamilie trotz Mitarbeit von Ehefrau und Kindern nicht möglich ist ihren Ernährungsbedarf in einer Weise zu decken, daß die phy-

schen Ansprüche befriedigt werden.  $\diamond$  Eine Spezialuntersuchung über die Gefährdetenfürsorge legt *Ellen Scheuner* vor, die dieses wichtige Spezialgebiet systematisch und umfassend bearbeitet hat /Berlin, Carl Heymann/. Die Autorin untersucht die Maßnahmen gegen die sittlich-sexuelle Gefährdung namentlich der Frauen, die in ein normales Erwerbsleben zurückgeführt werden sollen.  $\diamond$  Eine lohnpolitische Untersuchung über den Lohnstand des amerikanischen Arbeiters gegenüber den bisherigen deutschen Löhnen veröffentlicht *Arnold Wolfers* in seinem Buch *Amerikanische und deutsche Löhne* /Berlin, Julius Springer/. Die wissenschaftliche Untersuchung, die sich von tendenziösen Urteilen freihält, ist für jeden von Wert, der zur deutschen Lohnpolitik Stellung nehmen will.  $\diamond$  Eine sehr interessante, aktuelle Broschüre veröffentlichte der Hamburger Universitätsprofessor *Theodor Plaut* unter dem Titel *Die Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika*. Sie erschien als das 1. Heft der Sozialpolitischen Schriften des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln im Verlag dieses Instituts, als das Ergebnis einer Studienreise, die Plaut im Frühjahr 1931 mit Unterstützung der Hamburgischen Hochschulbehörde unternommen hatte. Der Verfasser untersucht die allgemeine wirtschaftliche Notlage, gibt Aufschluß über die statistische Erfassung der Arbeitslosigkeit, die bekanntlich außerordentlich mangelhaft ist, kommt eingehend auf die privaten Abhilfemaßnahmen zu sprechen und auf die Verschiedenheiten der Maßnahmen in den einzelnen Staaten und gibt schließlich einen Ausblick, in dem er entgegen der Hooverischen Selbsthilfethese zu der Auffassung kommt, daß auch in Amerika die Sozialversicherung kommen muß.  $\diamond$  Eine sehr fleißige Arbeit des Juristen *Wolf Dittler* untersucht die amtliche Schlichtung und die staatliche Lohnfestsetzung in England, zugleich rechtsvergleichend /Stuttgart, Ferdinand Enke/.  $\diamond$  In 5., völlig veränderter Auflage liegt der 3. Band des großen Werks *Alfred Manes' Versicherungen* vor /Leipzig, B. G. Teubner/. Er umfaßt die Personenversicherung. Den Sozialpolitiker interessiert insbesondere der ausführliche Abschnitt über die Sozialversicherung, der dem über die Individualversicherung folgt. Abgesehen von einem guten Literaturnachweis zeichnet sich die Darstellung dadurch aus, daß in ihr die wirtschaftlichen Zusammenhänge in den Vordergrund gerückt sind.

Wirtschaft / Gerhard Kreyllig

**Weltwirtschaft:** Die letzten Monate haben **Zerfall und Neuformung** besonders deutlich gezeigt, daß nach der Zerreißung der weltwirtschaftlichen Bindungen der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit teils konsequent teils zwangsläufig große, in sich abgeschlossene Wirtschaftsgebiete organisiert werden, die als mehr oder weniger autarke Gebiete zunächst den Kontakt zu anderen Ländern preisgeben, um jedes für sich allein alle verfügbaren Kräfte in den Dienst der Krisenüberwindung zu stellen. Angesichts dieser Entwicklung steht Europa vor der täglich dringlicher werdenden Aufgabe sich zur Wirtschaftseinheit zusammenzuschließen, wenn es nicht der Übermacht der Großraumwirtschaften hoffnungslos unterliegen will. Zunächst freilich kostet die Neugestaltung ungeheure Opfer. Die Zerstörung ist vorläufig, verstärkt durch die Krisenwirkungen, mächtiger als der Gewinn aus der Neuordnung, der sich aber nach dem Ablauf der Bereinigungsphase und nach Abschreibung der hoffnungslosen Passivposten in der weltwirtschaftlichen Bilanz automatisch einstellen wird. Es ist dringend notwendig diesen Entwicklungsgang klar zu sehen; er kann nicht eindrucksvoll genug demonstriert werden, wenn insbesondere Europa nicht noch länger wertvolle Zeit verlieren soll den Kampf um seine Existenz aktiv zu führen. Der Umsatz der 48 für den bisherigen Weltmarkt maßgeblichen Länder, der für 1929 mit 253 Milliarden Mark veranschlagt worden ist, war 1931 auf 148 Milliarden Mark zurückgegangen. Die Gesamteinfuhr dieser 48 Länder sank in der gleichen Zeit von 132 auf 79 Milliarden, die Gesamtausfuhr schrumpfte von 121 auf 69 Milliarden zusammen. Seine Parallele findet dieser Schrumpfungsprozeß in den Produktionsziffern. Der Index der industriellen Weltproduktion ging von 105 Ende 1928 auf 79 Ende 1931 zurück, während der Index für Deutschland sogar auf 60 ab sank. In den Handelsbilanzen zeigen sich die Auswirkungen von Krise und Umformung der Weltwirtschaft ebenso deutlich. Die Ausfuhr schrumpfte von 1928 zu 1931 in Deutschland von 12,3 auf 9,6 Milliarden Mark, in Frankreich von 51,3 auf 30,4 Milliarden Francs, in England von 723 auf 389 Millionen Pfund Sterling und in den Vereinigten Staaten von 5,1 auf 2,4 Milliarden Dollars zusammen. Durch gleichzeitige starke Verschiebungen bei den Einfuhren, in denen sich das Streben nach Autarkie ebenso widerpiegelt, wie die Folgen sparhamern

Verbrauchs als Krisenergebnis deutlich in die Erscheinung treten, haben auch die Salden der Handelsbilanzen grundlegend wichtige Veränderungen erfahren. Im Zeitraum von 1928 bis 1931 ist Frankreichs passive Bilanz von 2 auf 12 Milliarden Francs gestiegen. Großbritanniens Handelspassivität ist trotz der Schrumpfung unverändert 474 respektive 473 Millionen Pfund Sterling. Die Vereinigten Staaten haben in ihrer Handelsbilanz nach einem Ausfuhrüberschuß von 1 Milliarde nur noch einen Aktivposten von 334 Millionen Dollars, weil sie die Einfuhren entsprechend stark gedrosselt haben. Deutschland erzielte zwar 1931 einen Ausfuhrüberschuß von fast 3 Milliarden Mark, es besteht aber kein Zweifel darüber, daß die letztjährige Exportkonjunktur in um so stärkerem Maß abnimmt, als der Protektionismus um sich greift und die Handelsbeziehungen der Länder unterbindet. Während der deutsche Außenhandel 1931 im Durchschnitt monatlich mit 240 Millionen Mark aktiv war, lauten die Zahlen für die 4 ersten Monate dieses Jahres 102, 97, 163 und 54 Millionen. Gleichzeitig ist der Außenhandel 1932 auch absolut von Monat zu Monat weiter zurückgegangen. Freilich spielt der Sturz der Preise am Weltmarkt innerhalb der Jahresspannen bei all diesen Feststellungen über die Außenhandelsgestaltung eine wichtige Rolle, aber auch mengenmäßig zeigt die Handelsentwicklung keine grundsätzlichen anderen Merkmale als sich aus der wertmäßigen Entwicklung des Außenhandels erkennen lassen. Die besonders starke Produktionsdrosselung hat gleichzeitig dazu geführt, daß Deutschlands Anteil an der industriellen Weltproduktion von 12% 1928 auf 9% im Jahr 1931 zurückging. Bei dieser Gelegenheit sei auf das Buch Kuno Renatus' 'Die 12. Stunde der Weltwirtschaft' /München, C. H. Beck/ verwiesen, das flott und frisch geschrieben ist und dem Zusammenhang zwischen Weltkrise und Schuldenlast nachgeht. Die Notwendigkeit der Großraumwirtschaft für den Wiederaufbau der Weltwirtschaft wird zwar eingesehen, aber wichtige Dinge über die Gestaltung unseres Kontinents werden nicht oder unrichtig ausgesprochen. Insbesondere ist die Beurteilung der Rolle Frankreichs grundverkehrt, und das ist grade der entscheidende Punkt. Alle derartigen Überlegungen und die aus ihnen sich ergebenden Vorschläge bleiben unfruchtbar, solange die ausschlaggebende Bedeutung Frankreichs für den kontinentaleuropäischen Zusammenschluß nicht erkannt wird.

**Fall Kreuger** Am 12. März wurde die Welt durch die Meldung überrascht, daß sich der Zündholzkönig Ivar Kreuger unmittelbar nach der Rückkehr aus Amerika in Paris erschossen habe. Das Warum blieb zunächst der phantasiereichen Wirtschaftsreportage überlassen, während die Statthalter des Kapitalismus und ihre Presse dem ungekrönten König der schwedischen Wirtschaft Nachrufe widmeten, die ihn im Tenor samt und sonders als die »bedeutendste Unternehmergestalt« der kapitalistischen Welt von heute, als »einzigsten Wirtschaftsführer ganz großen Formats« bezeichneten, der als anständiger Mensch von dannen ging, weil die Wirtschaftskrise stärker war als er. Immerhin bewirkte sein Tod, daß nicht nur der Weltzündholzkonzern und alles, was sonst noch zum Machtbereich Kreugers gehörte, ins Wanken kam, sondern die ganze Wirtschaft Schwedens erheblich krachte. An allen Weltbörsen war das peinliche Geräusch eines beachtlichen Kurzschlusses zu verzeichnen, der unzählige Sicherungen glatt durchschlug, weil der Kreugerkonzern nicht ein Konzern schlechthin war, sondern weil ein Stück Privatkapitalismus zusammengekracht war, und die Morschheit des Systems grade an einer Stelle sichtbar wurde, von der man glaubte, daß sie nicht Fassade sondern wirklich dauerhafte und mustergültige Ingenieurkonstruktion sei. Beim Tod Kreugers explodierte es in diesem Bollwerk des Kapitalismus, das wenige Tage danach vom Schickal des Zusammenbruchs ereilt wurde, nachdem die Revolver, die den verwaisten Truft auf Herz und Nieren prüfen sollten, feststellen mußten, daß der große Wirtschaftsführer, die bekannteste und überaus populäre Persönlichkeit der internationalen Finanzwelt, ein Bilanzfälscher offenbar »ganz großen Formats« war. Sein Freitod war nun nicht der tragische Abschluß eines schöpferischen Lebens sondern das kleinere Übel gegenüber Zuchthaus und Ächtung in der Welt, und die Lobfinger verfielen ins andere Extrem. Nur wenige verfluchten der Gestalt oder, vielleicht besser gesagt: der Erscheinung Kreugers, gerecht zu werden. Man soll nicht leugnen wollen, daß Kreuger Dinge zuwege gebracht hat, die durchaus mit Recht Respekt erzwangen und die Welt aufhorchen ließen. Seine Zündholzmonopoleschäfte haben ihn nicht nur zum Finanzier vieler Staaten gemacht; er hat es zugleich fertig gebracht seinem privatkapitalistischen Machtbereich die Gleichberechtigung mit Staatsgebilden zu ver-

schaffen, denn seine Monopolverträge sind häufig Verträge gewesen, wie sie nur von Staat zu Staat abgeschlossen werden. Es spricht ebenso gegen die Wirtschaftspraxis der Nachkriegszeit wie gegen Kreuger, daß er zu kriminellen Mitteln griff, die ihm vielleicht letztes Hilfsmittel zur Erzwingung von Maßnahmen waren, zu denen er unwillige Partner zu zwingen hatte, weil er von der Richtigkeit seiner Planung besessen war. Kreuger muß sicherlich für manches mitbüßen, was er nicht verschuldet hat. Es wird wahrscheinlich nie mit Exaktheit festzustellen sein, ob Kreuger a priori ein Betrüger war. Doch ist er Initiator vieler Fälschungen, oder er ist es geworden, und er hat jahrelang mit unerhörter Virtuosität falsches Spiel getrieben. Das zwingt zur Verweigerung mildernder Umstände, die man dem Grenzfall von Genie und Verbrecher einzuräumen verflucht wäre.

**Vereinigte Staaten von Amerika** Die finanzielle Vormachtstellung Amerikas war deshalb besonders entscheidend für die Wirtschaftslage und Entwicklung der Nachkriegszeit, weil die Vereinigten Staaten 1914 schätzungsweise noch 3 Milliarden Dollars ans Ausland schuldeten und in ganz wenigen Jahren vom Schuldnerland zum Weltgläubiger werden konnten. Durch die Riesenexporte nach Europa während des Weltkriegs erzielte Amerika einen Ausfuhrüberschuß von annähernd 16 Milliarden Dollars. Die amerikanische Regierung gab den alliierten Mächten rund 10 Milliarden Dollars Kredit, weitere 7 Milliarden Dollars wurden während des Kriegs aus Privathand für Anleihen und Investitionen im Ausland aufgebracht. 1919 waren die Vereinigten Staaten aus einem Schuldner von 3 Milliarden Dollars dadurch zum Gläubiger der Welt über einen Betrag von rund 14 Milliarden geworden. In den Nachkriegsjahren ist die Gläubigerstellung noch erheblich erweitert worden. Es ergibt sich, nach den New York Times vom 7. Februar 1932, folgendes Bild: Die Welt schuldete den Vereinigten Staaten von Amerika aus Kriegsschulden 1,842 Milliarden Dollars, aus Anleihezinsen und -tilgung 4,415, aus Warenimporten aus den Vereinigten Staaten 5,555, insgesamt 11,812 Milliarden Dollars. Die Forderungen Amerikas wurden ausgeglichen durch Goldtransporte nach Amerika im Wert von 0,685 Milliarden Dollars, durch Stiftungen und Hilfsleistungen Amerikas im Wert von 0,494, durch Überweisungen Eingebürgerter im Wert von 1,979, durch Ausgaben amerika-

nlicher Touristen im Ausland im Wert von 4,064 und durch Verschiedenes im Wert von 0,248, insgesamt 7,470 Milliarden Dollars. Die verbleibende Differenz von 4,342 Milliarden Dollars konnte nur durch neuen Kapitalexport Amerikas, richtiger durch den Zwang zur Aufnahme neuer Anleihen der Schuldner in Amerika ausgeglichen werden. In dem Maß wie es den Schuldner durch die Hochschutzzollpolitik Amerikas erschwert oder unmöglich gemacht wurde die Schuldzahlungen durch Ausführüberschüsse abzutragen, wuchsen die Goldwanderungen, verschärfte sich die Krise. Ohne Generalvereinbarung, die über die Streichung der Kriegsschulden erheblich wird hinausgehen müssen, ist die Weltfinanznot nicht zu beseitigen. Diese Streichung kann aber nur durch eine kontinentaleuropäische Schuldnerfront gegen Amerika erreicht werden. Um diese zu formieren, ist vor allem die Mitwirkung Deutschlands notwendig, das bis jetzt vor jedem Schritt, der der angellächlichen Weltmacht nicht genehm sein könnte, zurückflicht.

Die inneren Schwierigkeiten der Vereinigten Staaten, die durch Tausende von Bankzusammenbrüchen und ein Arbeitslosenheer von rund 10 Millionen gekennzeichnet werden, glaubte man drüben dadurch überwinden zu können, daß man eine "little inflation" lancierte. Eine neue Prosperität sollte mittels einer regelrechten Kreditvermehrung durch Änderung der Kreditvorschriften für die Banken des Federal-Reserve-Systems erzielt werden. Diese Maßnahme, ebenso die Schaffung der Reconstruction Finance Corporation, die mit einem Kapital von 5 Millionen Dollars ausgestattet ist und für 1½ Milliarden Dollars Mittel zu Bankentzütungen und so weiter bereitstellen kann, hat bisher nicht die Erfolge gezeigt, die man sich von ihr versprach. Der Chicagoer Insullkonzern (so genannt nach dem Gründer Samuel Insull), dieser zweitgrößte Elektrizitätskonzern Amerikas, brach zusammen. Der Konkurs der Insull Utility Investment zog die Konkurse vieler Tochtergesellschaften nach sich, so daß diese Milliardeninsolvenz sich ebenbürtig dem Fiasko des Kreugertruffs anreihet.

#### Informationsmittel

Der Ausschuß zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der *deutschen Wirtschaft*, der aus Sparamkeitsgründen am 21. Mai 1931 durch Verfügung des Reichswirtschaftsministeriums aufgelöst worden ist, legt als kurzes Gesamtergebnis der in über 100 Bän-

den veröffentlichten Einzeluntersuchungen einen Band Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft /Berlin, E. S. Mittler & Sohn/ vor, der die wichtigsten Untersuchungsergebnisse zusammenfaßt und den beabsichtigten Schlußbericht des Enqueteausschusses ersetzen muß. Der Unterausschuß für Arbeitsleistung ließ seinen zusammenfassenden Bericht ebenfalls vor einiger Zeit im gleichen Verlag erscheinen.

Die Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien hat das 7. Wirtschaftsstatistische Jahrbuch 1930-1931 herausgebracht, das bis ins Jahr 1932 hineinreicht und wieder in sorgfältiger Bearbeitung wertvolles Material bringt. Mangels einer amtlichen Statistik in *Österreich* sind diese Jahrbücher unerlässlich geworden.

Das Doppelheft 8-9 der im 2. Jahrgang erscheinenden Blätter für Landwirtschaftliche Marktforschung, die das Institut für Landwirtschaftliche Marktforschung in Berlin herausgibt, enthält einen mit reichlichem statistischen Zahlen- und Schaubildmaterial ausgestatteten Rückblick 1931 und Ausblick 1932 über die *landwirtschaftlichen Märkte* und die Situation der internationalen wie deutschen Agrarwirtschaft im Rahmen der Gesamtheit.

**Kurze Chronik** Das Internationale Arbeitsamt hat festgestellt, daß die *Weltarbeitslosigkeit* weiter zugenommen hat und rund 25 Millionen Menschen trifft. ◊ Der Internationale Gewerkschaftsbund nahm auf seiner letzten Ausschusssitzung in Bern eine Resolution an, in der es heißt: »Die letzten Jahre lassen eindeutig erkennen, daß die Entwicklung in der Welt zur Formierung großer, in sich *geschlossener Wirtschaftseinheiten* führt. Besonders dringlich ist die Aufgabe Europa als Wirtschaftseinheit zu organisieren, unbeschadet ob und wann andere Teile der Welt sich zu planmäßiger Wirtschaftsführung zusammenfinden.« ◊ Das *Internationale Komitee für die Europäische Zollunion*, das unter dem Vorsitz Yves Le Trocquers steht, veröffentlichte einen Aufruf, in dem die beschleunigte Einberufung einer europäischen Kommission zur Aufstellung des Programms öffentlicher internationaler Zusammenarbeit verlangt wird. ◊ Am 21. April wurde an Stelle Ernst von Borfigs, der Ende 1931 zurücktrat, das Vorstandsmitglied der Siemens-Schuckert-Werke *Carl Köttgen* zum Vorsitzenden der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände gewählt. Seine programmatischen Erklärungen lassen den Kurs gegen den Tarifvertragsgedanken erkennen.



Kommunalsozialismus / Bruno Neumann

**Finanznot** Die Notlage der deutschen Gemeinden hat sich in den letzten Monaten dauernd, bis zur Unhaltbarkeit, verschlechtert. Die Ursache dafür liegt in dem Anwachsen der Wohlfahrtserwerbslosigkeit. Die Anzahl der Wohlfahrtserwerbslosen ist jetzt ständig höher als die Anzahl der von der Arbeitslosenversicherung unterstützten Arbeitslosen. Die Leistungen für die 3 Kategorien der Arbeitslosenversicherung (I), der Krisenunterstützung (II) und der Wohlfahrtserwerbslosenunterstützung (III) waren (in Millionen Mark) diese:

Zeitpunkt	I	II	III
31. Oktober 1931	1185	1350	1408
31. Dezember 1931	1642	1506	1697
29. Februar 1932	1852	1674	1994
31. März 1932	1579	1744	2120

Die Folgen, die sich aus dieser noch nicht abgeschlossenen Entwicklung für die Gemeinden ergeben, haben noch immer nicht zu einer Gesamtreform der Arbeitslosenfürsorge geführt, und auch jetzt scheint die Reichsregierung eine Zwischenlösung, die kaum einen Wert hat, einer grundsätzlichen Neuordnung vorzuziehen. Allerdings ist diese wiederum ohne eine grundsätzliche Änderung der deutschen Außenpolitik materiell undurchführbar.

Auch auf dem Gebiet der kommunalen Umschuldung wird weitergewirbelt. Man hat lediglich bei den kurzfristigen öffentlichen Auslandsschulden ein Stillhalteabkommen abgeschlossen, das bei einer 10prozentigen Abzahlung eine Senkung des Zinsfußes auf 6 % (mindestens 2 % über dem amtlichen Diskontsatz des Gläubigerlands) vorsieht. Bei den ausländischen Schulden handelt es sich insgesamt um 259 Millionen Mark, von denen 105 Millionen auf die Länder, 130 auf die Hansestädte und nur 24 auf die Gemeinden entfallen.

Auf steuerlichem Gebiet ist lediglich eine Senkung der Biersteuer, insbesondere der Gemeindebiersteuer, vorgenommen worden. Die Gemeinden erhalten als Ausgleich für den Ausfall von 50 Millionen einen Betrag von 28 Millionen vom Reich überwiesen. Die Reichsüberweisungen an Einkommen- und Körperschaftsteuer haben weiterhin erheblich abgenommen. Für das Jahr 1932 wird ein Rückgang gegen 1931 um rund 600 auf 520 Millionen eintreten; er wird also nicht weniger als 53 % betragen. Dagegen dürfte sich aus der Erhöhung

der Gemeindeeinnahmen an der Umsatzsteuer infolge des größeren Steuerfußes für das Rechnungsjahr 1932 nur ein Mehrertrag von 120 Millionen ergeben. Unter diesen Umständen wird es den Gemeinden unmöglich gemacht ihren gesetzlichen Verpflichtungen nachzukommen. Die Gesamtheit der Gemeinden und Gemeindeverbände rechnet für 1932 mit einem Defizit von mindestens 750 Millionen, nachdem das Rechnungsjahr 1931 mit einem Fehlbetrag von 350 Millionen abgeschlossen hat. In zahlreichen Industriestädten decken die gesamten Steuereinnahmen nur noch die Hälfte der Wohlfahrtslasten. Bei dieser Sachlage ist es unerfindlich, wie die Auszahlung der Wohlfahrtsunterstützungen gesichert werden soll, und man braucht sich über Erwerbslosenkrawalle, wie wir sie kürzlich in Waltershausen in Thüringen erlebten, nicht zu wundern. Eine bloße Notverordnungshäufung kann die Sachlage nicht ändern, wenn die deutsche Politik ihren Kurs nicht ändert und nicht jene grundsätzliche Schwenkung vornimmt, die Deutschland allein aus der Wirtschaftsnot herausführen kann.

**Bürgersteuer** Während die Bürgersteuer ursprünglich als Maßnahme gedacht war, um die finanzpolitische Selbstverantwortung der Gemeindevertretungen wieder herzustellen (Verkopplung mit den Realsteuern), wurde sie durch die tatsächliche Entwicklung infolge des Zuschlagsrechts der Gemeinden immer mehr zu einer wichtigen kommunalen Steuerquelle. In dem Maß, in dem sich ihr finanzpolitischer Charakter änderte, wandelte sich auch ihr steuerlicher Charakter. Aus einer reinen Kopfsteuer wurde eine Steuer, die die Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen, wenn auch nur roh und unzulänglich, berücksichtigt: Staffelung des Steuerfußes, Ausbau der Befreiungsvorschriften und Ausdehnung der Zahlungstermine führten diese Veränderung herbei. Als hervorsteckende Mängel bestehen aber jetzt noch: ungenügende soziale Erleichterungen, unbefriedigende Staffelung und technische Kompliziertheit, insbesondere bei der Berücksichtigung der Freigrenze und der Berechnung des halben Steuerfußes. Diese Mängel haben zu Vorschlägen geführt, die eine Reform der Bürgersteuer antreiben. Wichtig ist der Plan die Lohnsteuer und die Bürgersteuer für die kleinen Einkommen in eine verbesserte Bürgersteuer zusammenzufassen. Danach müßten Reich und Länder auf die Lohnsteuer bei Ein-

kommen bis zu 2400 oder 3000 Mark verzichten, während die Gemeinden außer der Besteuerung dieser Einkommen wohl noch ein Zuschlagsrecht bei der Besteuerung der Einkommen über 3000 Mark verlangen. Gegen diesen Plan bestehen deshalb erhebliche Bedenken, weil die sozialen Ungerechtigkeiten der jetzigen Bürgersteuer nicht vermindert sondern vermehrt, und große örtliche Unterschiede in der Belastung der kleinen Einkommen entstehen würden; der Lastenausgleichsträger würde nur noch über eine geringe finanzielle Basis verfügen, die Folge wäre eine bedrohliche Benachteiligung der Industrie- und Landgemeinden. Aus diesen Gründen ist von sozialdemokratischer Seite (Erich Rinner) ein anderer Vorschlag gemacht worden. Er sieht eine Zusammenfassung von Lohnsteuer, Bürgersteuer und Krifensteuer vor, wobei die steuerfreien Beträge und Familienermäßigungen der Lohnsteuer übernommen, und ein Zuschlag zur Lohnsteuer als Ersatz für die jetzige Bürgersteuer und Krifensteuer eingeführt würde. Diese Regelung müßte bei allen Einkommen bis zu 5000 Mark getroffen werden und hätte den Vorteil, daß die Belastung sozialer verteilt, eine bessere Erhebung verbürgt, und eine wesentliche technische Vereinbarung durchgeführt wird. Bei der bevorstehenden Steuerreform, die im Zusammenhang mit einer Neuordnung der gesamten Arbeitslosenfürsorge notwendig erscheint, dürfte dieser Vorschlag eine Rolle spielen.

**Nationalsozialistische Praxis** Die Nationalsozialisten haben besonders in den verschiedenen Wahlkämpfen auf ihre kommunalpolitischen Erfolge hingewiesen und sie auf den zähen Willen zurückgeführt, mit dem »die durch den Nationalsozialismus neu erweckten und in ihm zusammengeballten gesunden Kräfte unseres Volkes sich anschickten nach der 14jährigen Zerstörung aller Werte wieder aufzubauen«. Insbesondere haben sie auf ihre Herrschaft in Koburg hingewiesen, unter der es möglich war sogar die Bürgersteuer abzuschaffen. In der Tat aber haben die Nationalsozialisten, die seit 1929 in Koburg an der Macht sind, bisher keinen einzigen ausgeglichenen Etat zustande gebracht. Durch unverantwortliche Steuerlenkungen erzielten sie einen Fehlbetrag von 900000 Mark (bei einer Haushaltslücke von rund 3 Millionen), und sie überließen es der bayrischen Regierung durch Zwangsverwaltung wieder die alten Steuerätze anzuordnen. Das war im 1.

Jahr ihrer Herrschaft. In den darauf folgenden Jahren wiederholte sich das selbe Spiel, und die Regierung mußte nach einander auch die Einführung der durch die Notverordnungen geschaffenen Gemeindesteuern (Getränke-, Bier- und Bürgersteuer) anordnen und die städtischen Tarife zwangsweise erhöhen. Wenn die Finanzen der Stadt Koburg jetzt leidlich in Ordnung sind, ist das also nicht den Nationalsozialisten sondern der bayrischen Regierung zu danken. Sie hat jedoch jetzt, nachdem wiederum ein Etat mit einem Defizit von etwa 700 000 Mark eingebracht worden ist, erklärt, daß sie sich für das Schicksal der Stadt nicht mehr interessieren werde; wenn die Nationalsozialisten nicht freiwillig den Etat in Ordnung brächten, so würde man es auf einen Bankrott der Stadt ankommen lassen, und die staatlichen Zuschüsse in Höhe von 400 000 Mark würden der Stadt dann ebenfalls entzogen werden. Nunmehr beschloßen die Nationalsozialisten die Steuern und Tarife, die sie 3 Jahre lang erbittert bekämpft hatten. Ebenso sind durch Abtriche an allen erdenklichen Ausgaben Einsparungen vorgenommen worden, die anderswo mit dem größten Geschimpfe über den "Hungeretat" abgelehnt werden würden. Daß sie jetzt mit der selben lärmenden Reklame die Notmaßnahmen loben und verteidigen, mit der sie bisher ihre Ablehnung begründet haben, braucht nicht wunderzunehmen. Vermag diese Partei doch die widersprechenden Handlungen ihren Anhängern plausibel zu machen, nachdem diese davon überzeugt wurden (und nicht etwa nur durch die Nationalsozialisten), daß die Ursache der deutschen Not in dem bösen Willen Frankreichs zu suchen ist, der durch nationalsozialistische Methoden gebrochen werden wird; weshalb eben diese jeder Kritik entzogen sind.

**Informationsmittel** Der 27. Jahrgang des *Statistischen Jahrbuchs Deutscher Städte* /Jena, Gustav Filcher/ hat zu erscheinen begonnen. Verlag und Mitarbeiter geben sich die größte Mühe, das zeigt die 1. Lieferung wiederum, um das Jahrbuch sowohl im Text als auch in den Zahlen mit größter Übersichtlichkeit auszustatten und dadurch seine Benutzung insbesondere den vielbeschäftigten Kommunalpolitikern und -praktikern zu erleichtern. Über 50 Abschnitte aus den verschiedenen Gebieten des kommunalen Lebens werden turnusmäßig nach einander dargestellt, wovon einzelne Abschnitte in jedem Jahrgang, zum Beispiel über Fläche, Grundeigen-

tum und Grundstückswesen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung, Wohnungsbau, Verkehrsbetriebe, Gemeindesteuern, Stadtparkassen und Stadtbanken, Gesundheitsfürsorge, erscheinen. Andere Abschnitte, wie Friedhof- und Bestattungswesen, Gast- und Schankwirtschaften, Vieh- und Schlachthöfe, kehren dagegen nur in gewissen Zeitabständen wieder. Es handelt sich bei den Arbeiten insbesondere um Sondererhebungen, die vom Verband der Deutschen Städtestatistiker mit Unterstützung des Deutschen Städtetags vorgenommen werden. Neuerdings werden aber auch die Ergebnisse der Reichsstatistiken, soweit sie die Städte betreffen, in das Jahrbuch aufgenommen (Fürsorgestatistik, Statistik über Kraftfahrzeuge und anderes). Der Kommunalpolitiker wird sein Informationsmaterial künftig nicht mehr aus den verschiedenartigsten Veröffentlichungen zusammenfuchen müssen sondern gesammelt in dem Jahrbuch finden.

Über den künftigen *Finanzausgleich* zwischen Reich, Ländern und Gemeinden hat einer der ersten Verwaltungskenner, der frühere Staatssekretär im Reichsfinanzministerium Johannes Popitz, ein ausführliches Gutachten erstattet (Berlin, Otto Liebmann). Es ist 345 Seiten stark und enthält Vorschläge für eine grundlegende Neuordnung unseres Finanzausgleichs, denen wegen der genauen Sachkenntnis des Verfassers eine ganz besondere Bedeutung zukommt. Die Fragen der Gemeindefinanzwirtschaft werden darin von einem zum Teil völlig neuartigen Standpunkt aus behandelt. Darüber hinaus geht aber das Gutachten auf die Grundlagen der jetzigen Verhältnisse und besonders auf das Wesen und die Entwicklungsmöglichkeiten der kommunalen Selbstverwaltung ein. Die Bedeutung der Sache macht eine eingehende Auseinandersetzung erforderlich.

Eine übersichtliche und erschöpfende Darstellung über das *Schuldenwesen* der Gemeinden nach dem preußischen Gesetz über die Aufnahme von Anleihen und Darlehen sowie die Übernahme von Bürgschaften und Gewährverträgen und von anderen Sicherheiten durch Gemeinden und Gemeindeverbände gibt Wilhelm Beutner in seinem Kommentar zu diesem Gesetz (München, H. W. Müller). Er bietet dadurch allen, die sich mit der kommunalen Kreditgebarung zu befassen haben, eine gute Möglichkeit sich über die Materie zu unterrichten.

Der Reichsparkommissar hat über die Verwaltung der Stadt Stuttgart ein Gutachten erstattet (Stuttgart, Ernst Klett/

Damit hat er zum erstenmal zur *Verwaltung einer Großstadt* und ihrer Probleme Stellung genommen, nachdem er sich bisher nur mit Reichsministerien und den ihnen unterstellten Verwaltungen, Behörden und Anstalten beschäftigt und verschiedene Landesverwaltungen geprüft hatte. Das Gutachten zerfällt in 2 Hauptabteilungen. Die 1. Abteilung umfaßt Fragen der Verfassung, Verwaltung und der Finanzen im allgemeinen, während sich die 2. Abteilung mit den einzelnen Verwaltungsgebieten einschließlich Werke und Betriebe beschäftigt. Die 1. Abteilung nimmt wegen ihrer eingehenden grundsätzlichen Ausführungen das Hauptinteresse in Anspruch. Die Anregungen, die das Gutachten auf den verschiedensten Gebieten gibt, sind besonders auch für theoretische Erörterungen über Probleme der Selbstverwaltung von Bedeutung.

Mit dem *Berliner Stadtverfassungsrecht* beschäftigen sich Karl Herz und Walter Brell (Berlin, Alfred Metzner). Sie geben für das verhältnismäßig unübersichtliche Gemeindeverfassungsrecht der Reichshauptstadt einen zuverlässigen Führer. Die Novelle vom 31. März 1931 ist in der Schrift ausführlich erörtert, und dem Kommentar dazu ist der Text des Stadtverfassungsgesetzes von 1920 und seiner Ausführungsbestimmungen mit kurzen Erläuterungen angefügt. Den beiden Abschnitten sind Ausführungen über Entstehung und Grundgedanken der Berliner Stadtverfassung vorausgeschickt.

**Kurze Chronik** Der Deutsche Sparkassen- und Giroverband gibt einen zusammenfassenden Überblick über die Lage der *Sparkassen* im Jahr 1931. Im Bericht wird hervorgehoben, daß bis zum Mai 1931 der Spareinlagenzuwachs anhielt, und im Juni der Umschwung einsetzte, der in der 2. Jahreshälfte eine stetige Einlagenminderung bis um 13,4% des Einlagenbestands von Mai 1931 im Gefolge hatte. Ende 1931 entsprach das Sparkapital in seiner Höhe mit 10 130 Millionen dem Stand vom Mai 1930. Für diesen Rückgang sind nicht sowohl wirtschaftliche sondern mehr noch psychisch-politische Momente ausschlaggebend gewesen. Die Folge der rückläufigen Einlagen war das fast ruckartige Aufhören neuer Kreditgeschäfte.  $\diamond$  Die *Gesamtverschuldung* der Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern und der Gemeindeverbände belief sich nach dem Stand vom 30. September 1931 auf 9407 Millionen. Gegenüber dem Stand vom 31. März 1931 (9340 Millionen) ist sie nur noch wenig erhöht.

Gewerkschaftsbewegung / Otto Bach

**Umbreit †** Am 21. März erlag Paul Umbreit in Berlin einem Herzschlag. Die Arbeiterklasse Deutschlands verlor einen ihrer Besten. Paul Umbreit war schon in der frühen Kampfperiode der Gewerkschaften der Mann der Feder. In den Sozialistischen Monatsheften hat er lange Jahre über die Probleme und Aktualitäten der Gewerkschaftsbewegung und der Sozialpolitik geschrieben. Wer ihre Bände von 1902 ab durchlieft, stößt auf eine große Anzahl von Aufsätzen Paul Umbreits, in denen sich sein Kampf, der Kampf der Gewerkschaften, die Entwicklung der Sozialpolitik und des Arbeitsrechts von den Crimmitschauer Kämpfen um den gesetzlichen Zehntundentag bis zu den sozialen Problemen im Krieg und nach ihm widerspiegelt. 1903-1904 bearbeitete er auch, in Vertretung Ernst Deinhardts, hier diese Rundschau Gewerkschaftsbewegung.

Paul Umbreit wurde am 30. Juni 1868 in Leipzig geboren. Er erlernte das Drechslerhandwerk. Aber schon in den Jahren 1889 und 1890 tritt er als Mitarbeiter an Gewerkschaftsblättern in die Öffentlichkeit. Am 10. März 1900 übernahm er die Redaktion des Korrespondenzblatts der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, der spätern Gewerkschaftszeitung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds. Hier hat er bis zu seinem Tod dem Kampf, dem Aufstieg und den Erfolgen der Gewerkschaften publizistisch Ausdruck verliehen. Daneben schrieb er eine größere Anzahl sozialpolitischer Broschüren und Bücher, in denen er sich insbesondere als Historiker der Gewerkschaftsbewegung einen Namen machte. Er war auch Mitglied des Reichswirtschaftsrats, an dessen Beratungen er aktiven Anteil genommen hat, zuletzt noch über die Frage der Arbeitsbeschaffung. Nun hat der Tod seinem Wirken ein Ende gesetzt. Sein Werk aber lebt in seinen zahlreichen Schülern, die berufen sind in der Gewerkschaftsbewegung die durch den Tod gerissenen Lücken auszufüllen.

**Thomas †** Der Tod Albert Thomas' (siehe die Rundschau Sozialpolitik, in diesem Band Seite 525) ist ein unerfetzlicher Verlust für die internationale Arbeiterbewegung, ein schwerer Schlag für den Völkerbund und die europäische Zusammenarbeit, insbesondere für das Werk der deutsch-französischen Verständigung.

Albert Thomas war einer der Freunde und Mitarbeiter der Sozialistischen Monatshefte. Er hat ihnen auch in seinem hohen Amt in Genf die Treue bewahrt. Noch am 17. Februar 1930 erschien hier sein Artikel Das Internationale Arbeitsamt und der Internationale Gewerkschaftsbund, in dem er die enge Verflechtung des von ihm geleiteten (man könnte fast sagen: geschaffenen) Internationalen Arbeitsamts mit den Gewerkschaften darlegte. Er war sich immer der Tatsache bewußt, daß die Internationale Arbeitsorganisation, die in ihrem Aufbau und Wirken unter seinem Einfluß den anderen Völkerbundsorganen weit vorausgeeilt ist, nur gedeihen kann, wenn maßgebliche Arbeiterorganisationen vorhanden und in der Lage sind das ihnen im Teil XIII des Verfaillier Vertrags Versprochene zur Tat reifen zu lassen.

Er wurde am 16. Juni 1878 in Champigny bei Paris geboren. Im Jahr 1898 erhielt er als Schüler der Ecole Normale Supérieure von dem Kultusminister Léon Bourgeois einen Preis, mit dem eine längere Studienreise nach Rußland verbunden war. Später erhielt er ein staatliches Stipendium zum Studium an der Universität Berlin. Schon die Arbeiten des Studenten lassen den künftigen Sozialpolitiker erkennen. Im Jahr 1901 trat er mit Gedanken zur Sozialreform von 1832 bis 1834 hervor. Das Ergebnis seines Berliner Aufenthalts war ein Buch, betitelt Die deutsche Gewerkschaftsbewegung, in dem er sich mit Begeisterung zum Sozialismus bekennt. Als Jaurès im Jahr 1904 die Humanité begründete, berief er Thomas in die Redaktion. Von hier aus läßt sich Thomas' politischer Aufstieg in einer klaren Linie verfolgen. Thomas stellte sich mit Entschiedenheit auf die Seite der reformistischen Gewerkschafter und führte den Kampf gegen die syndikalistischen Tendenzen in der französischen Gewerkschaftsbewegung. Er begründete zu diesem Zweck die Revue Syndicaliste. In den folgenden Jahren veröffentlichte er eine Reihe wissenschaftlicher Werke, so die Geschichte des Sozialismus im Zweiten Kaiserreich, Arbeiten über den Babouvismus sowie eine Reihe von Broschüren über Tarifvertragswesen, Kommunalpolitik, Gewerkschaftswesen und anderes. Im Mai 1910 wurde er zum erstenmal in die Kammer gewählt, wo er auf Wunsch Jaurès' das Programm der Sozialistischen Partei entwickelte. Schon in der Vorkriegszeit sah Albert Thomas die Sozialpolitik immer im großen Zusammenhang mit den wirtschaftlichen

und finanziellen Fragen. Die 1911 und 1912 angenommenen Gesetze über die Alters- und Invalidenversicherung für Arbeiter, Bauern und Bergarbeiter lind mit auf seine Initiative zurückzuführen. Während des Krieges bekleidete er im Einverständnis mit seiner Partei bis zum September 1917 zuerst das Amt eines Unterstaatssekretärs, dann das des Munitionsministers. Innerhalb seines Landes kämpfte er für einen dauernden Frieden und für die Schaffung eines Völkerbunds. Im November 1919 wurde er, an Stelle des zu Kriegsbeginn ermordeten großen Führers der Französischen Sozialistischen Partei und der Zweiten Internationale Jean Jaurès, in die Kammer gewählt. Er legte jedoch sein Mandat 1920 nieder, nachdem er vom Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts zum Direktor dieser internationalen Organisation gewählt worden war.

Hier erreichte Albert Thomas die Höhe seines Wirkens. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß das Internationale Arbeitsamt die in den letzten 12 Jahren unbestreitbar erzielten Erfolge seiner energischen Leitung, seinem unermüdelichen Eifer und seinem unerfütterlichen Optimismus verdankt. Sein Leben als Direktor des Internationalen Arbeitsamts war ein unausgesetzter Kampf. Er hat den glänzenden Apparat der Internationalen Arbeitsorganisation geschaffen und in Bewegung gesetzt. Er mußte mehr als einmal mit Löwenmut und Verbissenheit den Etat seines Amtes in der Verlammlung des Völkerbunds verteidigen. In seinem Verwaltungsrat und auf den Arbeitskonferenzen hatte er manchen harten Strauß auszusechten; mit den Vertretern der Regierungen, der Arbeitgeber und manchmal auch der Arbeitnehmer. Er scheute keine Mühe, um die zahlreichen internationalen Arbeiterschutzübereinkommen im schützenden Hafen der Ratifikation zu bergen. Wie das mahnende Gewissen der sozialen Gerechtigkeit tauchte er in allen Ländern der Welt auf, um hinreißend, beschwörend, oft mit leisem Druck nachhelfend, von den Regierungen die Ratifikation der internationalen Übereinkommen zu erlangen. Mit wachsamem Augen hat er dann sich aller verwaltungs- und verfassungsmäßigen Mittel bedient, um die Durchführung der internationalen Verpflichtungen in den einzelnen Ländern zu sichern. So hat er in den 12 Jahren seiner Tätigkeit als Leiter des Internationalen Arbeitsamts fast die ganze Welt bereift, immer dem Gedanken des sozialen Rechts dienend. Er hat sich selbst

einmal als den Ewigen Juden des internationalen Arbeitsrechts bezeichnet. Aber Albert Thomas wußte, wie eng die Lösung der sozialen Probleme auch im internationalen Raum mit der Lösung der wirtschaftlichen und finanziellen Fragen verbunden ist. Deshalb hat er grade im letzten Jahr immer und immer wieder an die Wirtschafts- und Finanzorgane des Völkerbunds appelliert. Aus seinem letzten, ganz kürzlich veröffentlichten Jahresbericht dringt bei aller, ihm als Direktor eines Völkerbundsorgans gebotenen diplomatischen Zurückhaltung die bittere Klage, daß im Völkerbund so wenig zur Regelung der internationalen Wirtschafts- und Finanzprobleme getan wird, ohne die eine Linderung des ungeheuren Massenelends, dessen Schatten auf dem Werk der Internationalen Arbeitsorganisation liegt, nicht möglich ist. Er hat in seiner letzten großen Rede dem Chaos der Gegenwart eindringlich und leidenschaftlich die Notwendigkeit einer planmäßigen Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen der Völker gegenübergestellt. In diesem Bewußtsein hat er auch seinen Gedanken der internationalen öffentlichen Arbeitsbeschaffung in die Diskussion geworfen. Noch hat dieser Gedanke bei den Regierungen nicht Wurzel geschlagen. Aber er hat die Gemüter doch bereits zu stark bewegt, um vergessen zu werden.

Albert Thomas war auch eine der treibenden Kräfte der Europaunion Briands. Er war ein guter Franzose. Ein Franzose, der Deutschland liebte, weil er es von Anfang an da kennen gelernt hat, wo die Wurzeln seiner Kraft liegen: in der Arbeiterklasse. Er wußte, daß der Weg zum geeinten Europa nur möglich ist, wenn die beiden großen Nachbarvölker, das deutsche und das französische, zusammenarbeiten. Deshalb hat er der Verständigung zwischen ihnen mit allen Mitteln und mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit gedient.

Albert Thomas war eine der markantesten Persönlichkeiten der Genfer Völkerbundsdiplomatie. Er hatte viele Gegner, aber keine Feinde. Sein großes Wissen, sein persönlicher Mut, seine rastlose Energie, sein großes Temperament werden dem Internationalen Arbeitsamt, der internationalen Arbeiterbewegung und nicht zuletzt dem ganzen Völkerbund fehlen. Es ist die große Aufgabe seines Nachfolgers, seiner Mitarbeiter und vor allem der organisierten Arbeiterbewegung der Welt das von ihm geschaffene Werk unverändert und in seinem Geist fortzuführen.

**Internationale** Die Sorge um die Arbeitslosen und die unermüdblichen Bestrebungen zur Arbeitsbeschaffung im nationalen und internationalen Rahmen stehen gegenwärtig im Brennpunkt des Interesses der gewerkschaftlichen Tätigkeit aller Organisationen ohne Unterschied ihrer Richtung. Selbstverständlich sind sich die Gewerkschaften im klaren darüber, daß die Unterstützung der Arbeitslosen nur Linderungsmittel sein kann, ohne eine Endlösung der Krise zu ermöglichen. Deshalb führen die Gewerkschaften in ihren Ländern und in ihren internationalen Organisationen darüber hinaus den Kampf zur Lösung der Krise, der heute ein internationaler und politischer Kampf sein muß. Neben der Beseitigung der materiellen Schwierigkeiten muß zur Überwindung des gegenwärtigen Zustands eine Reihe psychischer Voraussetzungen geschaffen werden, die geeignet sind eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens herbeizuführen. Daß eine deutsch-französische Verständigung die wichtigste Voraussetzung zur Wiederherstellung des Vertrauens der Völker ist, braucht in den sozialistischen Monatsheften nicht besonders betont zu werden. Es darf aus diesem Grund als ein besonders erfreuliches Zeichen gewertet werden, daß es der Vorsitzende des Allgemeinen Französischen Gewerkschaftsbunds Léon Jouhaux gewesen ist, der am 30. April beendeten 16. Internationalen Arbeitskonferenz eine Resolution zur Annahme brachte, in der als Voraussetzung für die Überwindung der Weltkrise neben der internationalen öffentlichen Arbeitsbeschaffung und der Regelung des Währungs- und Kreditwesens eine sofort vorzunehmende Regelung der Reparationsfrage und der internationalen politischen Schulden gefordert wird. Der so plötzlich dahingeraffte Direktor des Internationalen Arbeitsamts Albert Thomas setzte sich in den Ausschüssen und in der Vollversammlung der Konferenz mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für diese Resolution ein. Es ist ein wahrhaft tragisches Schicksal, daß er an dem Tag, an dem er sie vor dem Völkerbundsrat vertreten sollte, in der Maison Communale in Champigny-sur-Marne auf der Totenbahre lag.

Der Internationale Gewerkschaftsbund hat bekanntlich schon seit längerer Zeit die internationale Forderung zur Einführung der 40-Stunden-Woche aufgestellt. Die bereits erwähnte 16. Tagung der Internationalen Arbeitskonferenz erhielt vom Krisenkongreß des Allgemei-

nen Deutschen Gewerkschaftsbunds, von der französischen Confédération Générale du Travail, vom Allgemeinen Freien Angestelltenbund, vom Britischen Gewerkschaftskongreß sowie von den Gewerkschaftszentralen Belgiens, der Niederlande, Schwedens, Polens, Spaniens, der Tschechoslowakei, Lettlands, Estlands und Finnlands Telegramme, in denen die Einführung der 40-Stunden-Woche, die öffentliche Arbeitsbeschaffung und die Einberufung einer Sonderkonferenz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit gefordert wurden. Die Konferenz forderte die Regierungen auf die Frage der Einführung der 40-Stunden-Woche zu prüfen und ersuchte den Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamts die Verabschiedung eines internationalen Übereinkommens über die 40-Stunden-Woche in Aussicht zu nehmen. Der Internationale Gewerkschaftsbund hielt vom 16. bis zum 18. März in Bern eine Ausschußtagung ab. In einem Referat über die Wirtschaftspolitik, das von Theodor Leipart erstattet wurde, sowie in der anschließenden Diskussion wurde zum Ausdruck gebracht, daß »nun endlich die Folgerungen aus dem Versagen der kapitalistischen Wirtschaft gezogen werden müssen, und der Umbau der Wirtschaft erfolgen soll, ohne den es keinen Ausweg aus der Krise gibt«. In einer zur Wirtschaftslage angenommenen Resolution wird diese Forderung besonders hervorgehoben. Daneben enthält die Resolution ein Sofortprogramm zur Krisenbekämpfung. Der Internationale Gewerkschaftsbund verlangt, daß die vorhandenen Kreditmöglichkeiten nicht mehr für Rüstungszwecke und für die Subventionierung fehrationalisierter bankrotter Wirtschaftsbetriebe verschleudert sondern zur Finanzierung großzügiger Arbeitsbeschaffung verwendet werden. Ferner wird die internationale Einführung der 40-Stunden- respektive 5-Tage-Woche als Höchstdauer der Arbeitszeit in allen Betrieben und allen Ländern gefordert. Mit der weiteren Forderung einer planmäßigen Gestaltung der Rohstoffgewinnung, der Güterverteilung, des Kreditwesens und andern trifft sich der Internationale Gewerkschaftsbund mit den vom Direktor des Internationalen Arbeitsamts als wichtigste Voraussetzung für die Durchführung der internationalen Sozialpolitik in seinem letzten Bericht an die Internationale Arbeitskonferenz aufgestellten Forderungen einer planmäßigen Gestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen der Völker zu einander.

Am 16. und 17. April fand in Genf die vom Vorstand des Internationalen Gewerkschaftsbunds einberufene Gewerkschaftskonferenz statt. Auf dieser Konferenz waren 29 Länder durch 82 Delegierte vertreten; auch Vertreter aus Japan, Indien, Canada und Südweltafrika waren anwesend. Sie bestätigte die Beschlüsse des Vorstands durch ein Manifest an die Arbeiter der Welt.

Wie das Internationale Arbeitsamt in dem soeben veröffentlichten Internationalen Jahrbuch der Sozialpolitik berichtet, zählte der Internationale Gewerkschaftsbund in Berlin am 1. Januar 1931 13 550 547 Mitglieder, der Internationale Bund Christlicher Gewerkschaften in Utrecht 1 485 065 Mitglieder, während die Rote Gewerkschaftsinternationale in Moskau die Zahl 12 910 000 angibt.

**Kurze Chronik** Am 13. April beschäftigte sich ein besonders zu diesem Zweck einberufener Krisenkongreß des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds mit Plänen für *Arbeitsbeschaffung* (siehe die Rundschau Sozialpolitik, in diesem Band Seite 525).  $\diamond$  Der Malerverband Deutschlands veranstaltet für seine Mitglieder ein *Werbepreisauschreiben*, das der Belegung einer Werbekampagne unter den Lehrlingen dienen soll. Einen der Ersten Preise erhält, wer 20 Mitglieder für den Verband gewinnt. Insgesamt sind die Preise in 6 Staffeln verteilt.  $\diamond$  Der Zentralverband der *Schornsteinfeger* Deutschlands konnte am 19. Mai sein 25jähriges Bestehen feiern. Der Verband stellt eine Besonderheit in der Gewerkschaftsbewegung dar. Denn da sehr viele Schornsteinfegergesellen schließlich zur Selbständigkeit gelangen, wechselt der Funktionärskörper beständig; er besteht immer aus jungen Menschen, und alle Funktionäre sind ehrenamtlich tätig.  $\diamond$  In der Industrie-Gruppe *Steine und Erden*, die im Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands Abteilung Keramischer Bund zusammengefügt ist, werden zurzeit Tarifbewegungen eingeleitet, die für die Arbeiter ungünstig zu verlaufen drohen, nachdem durch die Vierte Notverordnung der Weg für den Lohnabbau freigemacht worden ist.  $\diamond$  Dem Nationalkongreß *Bolivias* liegt zurzeit ein Gesetzentwurf vor, der das Koalitionsrecht für die Arbeiter regelt und ihnen die Vereinigungsfreiheit für ihre wirtschaftliche Interessenvertretung auf beruflicher Grundlage gibt. Die Gewerkschaften erhalten das Vorschlagsrecht für die sozialen Verwaltungskörperschaften.

### Genossenschaftsbewegung / Erwin Hallelmann

Gide † Am 12. März (starb in Paris, fast 85 Jahre alt, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der internationalen Genossenschaftsbewegung; Charles Gide, Er wurde in dem Städtchen Uzès /Gard/ geboren, wo sein Vater Gerichtspräsident war. Er studierte Jura in Paris, 1872 promovierte er, 1874 wurde er Privatdozent. Sozialökonomische Probleme treten nun in den Vordergrund seines Interesses und seiner Arbeit. Er geht nach Bordeaux und lehrt dort an der Juristischen Fakultät politische Ökonomie. Im Jahr 1880 läßt er sich in Montpellier nieder, das zu dieser Zeit eine Juristische Fakultät erhielt. Verschiedene Aufsätze im Journal des Economistes erregen Aufsehen und Widerspruch bei der herrschenden nationalökonomischen Lehrmeinung. 1883 erscheint sein erstes grundlegendes Werk: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, das später in sämtliche Kultur Sprachen übersetzt wurde; vor einigen Jahren erschien eine deutsche Ausgabe in 1 Band, übersetzt von Ludwig Nowotny /Halberstadt, H. Meyer/. Seine Theorie traf sich mit der Konsumgenossenschaftlichen Praxis, und bald findet Gide über die Schule von Nîmes den Weg zur Genossenschaftsbewegung. 1886 leitet er schon den Genossenschaftskongreß in Lyon, 1902 ist er Präsident des Verbands *Französischer Konsumgenossenschaften*. Mit zäher Energie und unerschütterlichem Idealismus arbeitet er bis an sein Lebensende für die Genossenschaftslache. Dieser Theoretiker hat aber auch in der Genossenschaftspraxis Erfolge aufzuweisen: Die Vereinigung des neutralen Konsumgenossenschaftsverbands Frankreichs mit der Föderation der sozialistischen und Arbeiterkonsumvereine, die 1913 zustande kam, ist hauptsächlich sein Werk. In der internationalen Genossenschaftsbewegung genoss Gide großes Ansehen; Probleme der Genossenschaftsinternationale interessierten ihn sehr, noch im vorigen Jahr gründete er die Internationale Vereinigung zum Studium des Genossenschaftswesens. Von 1922 bis 1931 wirkte er am Collège de France als Dozent für Genossenschaftswesen; dieser Lehrstuhl war für ihn auf die Initiative des Konsumgenossenschaftsverbands eingerichtet worden. Trotz seinem hohen Alter hielt Gide in den letzten Jahren noch Vorlesungen, und zwar an der Schule des Verbands *Französischer Konsumgenossenschaften*.

Gide hat eine ganze Reihe konsumgenossenschaftlicher Schriften veröffentlicht, von denen hier *Le coopératisme*, *Les sociétés coopératives de consommation*, *Les institutions du progrès social*, *Le programme coopératiste* genannt seien. Alle seine Schriften zeichnen sich durch ihre Leichtverständlichkeit, ihre flüssige Sprache (Gide war auch ein glänzender Redner) und eine vorwärts-treibende Kühnheit der Gedanken aus. Eine genossenschaftlich organisierte Gesellschaft, eine Gesellschaft der Zusammenarbeit und Brüderlichkeit war das Ziel, das er lehrte und erstrebte. Auch für die Zusammenarbeit der Völker ist er eingetreten. Deutschland hat er nicht nur gerecht gewürdigt, er ist vielfach für Deutschland und damit für die deutsch-französische und europäische Verständigung und Zusammenarbeit eingetreten. Einem Vortrag über die Geschichte der Genossenschaftsbewegung in den letzten 100 Jahren, in dem er auch den »Bruch der Bande europäischer Solidarität« durch den Weltkrieg beklagt, ließ er in die Frage ausklingen: Was wird nach 100 Jahren sein? Und er fragt weiter und möchte schauen: »Ein in einer einzigen großen Genossenschaft und nicht nur in einem Völkerbund geeintes Europa? Geldloser Austausch ohne Profit statt des nationalen und internationalen Handels? Die Arbeitergenossenschaft an Stelle der Lohnarbeit?« Der so fragt, hat sein ganzes arbeits- und erfolgreiches Leben für die Sache der genossenschaftlichen Zukunft eingelegt.

**Studium und Information** Unabhängige, am Genossenschaftswesen interessierte Wissenschaftler haben Ende

1931 in einer von Charles Gide einberufenen Versammlung in Basel die internationale Vereinigung zum Studium des Genossenschaftswesens gegründet. Die Vereinigung besteht vorerst nur aus einigen Dutzend Wissenschaftlern; aufgenommen kann nur werden, wer ein Buch über Genossenschaftsfragen geschrieben hat oder an einer Akademie über Genossenschaftswesen doziert. Das Bureau der Vereinigung setzte sich aus dem Ehrenvorsitzenden Charles Gide (der einige Monate später starb) und den beiden Generalsekretären Ernst Grünfeld von der Universität Halle und Bernard Lavergne von der Universität Lille zusammen. »Die Vereinigung«, so heißt es in § 1 der Satzungen, »beschränkt ihre Tätigkeit auf das wissenschaftliche Gebiet und wird sich jeder wie immer gearteten Einmischung in den Bereich

der genossenschaftlichen Organisationen enthalten.« Doch sollen gute Verbindungen zu den genossenschaftlichen Organisationen, besonders dem Internationalen Genossenschaftsbund, gehalten werden. Die Vereinigung betont besonders ihre Unabhängigkeit; so können Funktionäre des Genossenschaftswesens nach der Satzung nicht als Funktionäre sondern nur als Privatpersonen aufgenommen werden. Für den Herbst dieses Jahres ist eine Sitzung in Paris geplant, auf der einige wesentliche Stoffgebiete durchgearbeitet werden sollen.

Spärlich und unsystematisch sind die Notizen über Genossenschaftsdinge in der Tagespresse, an umfasserender Darstellung und gründlicher Behandlung genossenschaftlicher Probleme fehlt es fast ganz. Selbst die Behandlung des Konsumgenossenschaftswesens in der sozialdemokratischen Presse läßt noch viel zu wünschen übrig, und grade heute hat man wieder stark den Eindruck, daß das Konsumgenossenschaftswesen nicht die Beachtung findet, die es erheischt. Da sei es beachtet, daß das Berliner Tageblatt am 7. Mai seinen Lesern in 16seitiger Beilage unter dem Titel *Die Genossenschaften in der Weltwirtschaft* einen Einblick in das Genossenschaftswesen der Welt vermittelte. Vertreter aller Genossenschaftsrichtungen kommen hier zu Wort: Konsumgenossenschaftler, landwirtschaftliche, mittelständlerische, Beamten- und Baugenossenschaftler; neben den Richtungsvertretern neutrale Persönlichkeiten, Wissenschaftler. Internationale Genossenschaftsfragen stehen im Vordergrund. Die Beilage hat Niveau, und sie hat sicher auch Interesse gefunden. Man möchte hoffen, daß das Beispiel des Berliner Tageblatts anregend auf die Tagespresse wirkt.

**Schweiz** Der jährliche Rechenschaftsbericht des Verbands Schweizerischer Konsumvereine kann auch für das Jahr 1931 wieder erfreuliche Fortschritte der Schweizer Konsumgenossenschaftsbewegung feststellen. Die Krise hat im vergangenen Jahr auch die anfangs noch einigermaßen widerstandsfähigen Volkswirtschaften heimgesucht. In der Schweiz wurde zuerst die für die Gesamtwirtschaft des Landes recht bedeutende Exportindustrie betroffen; dadurch verschlechterte sich die Zahlungsbilanz in bedrohlichem Maß, die Arbeitslosigkeit stieg, die Schwächung der industriellen und konsumtiven Kaufkraft wirkte sich auf die Gesamtwirtschaft aus; dazu



kommt, daß die Landwirtschaft schon seit langem mit ernstlichen Schwierigkeiten kämpft. Arbeiter und Bauern bilden in der Schweiz das Hauptkontingent der Konsumvereinsmitglieder, die Schmälerung der Kaufkraft dieser Schichten mußte sich auch auf die Umsatzentwicklung der Konsumgenossenschaften auswirken. Einzelne Genossenschaften haben denn auch Umsatzrückgänge zu verzeichnen. Doch diese wurden durch Umsatzserhöhungen in anderen Genossenschaften wieder wettgemacht, und trotz Kaufkraftminderung und nicht unerheblichen Preisrückgängen stieg insgesamt der Umsatz der 527 Genossenschaften (mit 370 000 Mitgliedern) noch um ein geringes, auf 300 Millionen Franken. Besonders erfreulich ist, daß die Konsumgenossenschaften auch ihre finanzielle Basis verbessern konnten. Der Verband Schweizerischer Konsumvereine selbst, der auch als Großeinkaufsgesellschaft fungiert, erhöhte seinen Umsatz von 163,6 auf 166,9 Millionen Franken. Die Bilanz des Verbands schließt mit 20,8 Millionen Franken, das Verbandskapital stieg von 13 auf 13,8 Millionen Franken. Auch die zahlreichen selbständigen Unternehmungen, an denen der Verband maßgeblich beteiligt ist (die zentrale genossenschaftliche Eigenproduktion wird in der Schweiz in dieser Form betrieben), haben fast alle recht befriedigende Ergebnisse erzielen können.

**Totenliste** Am 16. Juli 1931 starb in Köln der Verbandsdirektor *Peter Kerp*, im Alter von 59 Jahren. Er hat lange Jahre in der Rheinprovinz für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen gewirkt und mit Eifer in seinem Bezirk für den Zusammenfluß der zersplitterten landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung gearbeitet. Er hat sich besonders für die Winzergenossenschaften eingesetzt. Dem Reichstag gehörte er seit 1924 als Mitglied der Zentrumsfraktion an.

Am 7. August starb das frühere Vorstandsmitglied des Konsumvereins Vorwärts für Dresden und Umgegend *Max Hentzschel*, im Alter von 63 Jahren. Hentzschel war 1894 in den Aufsichtsrat der Dresdener Genossenschaft eingetreten und bald Leiter der ersten Konsumgenossenschaftlichen Textilwarenverteilungsstelle in Dresden geworden. Von 1903 bis zum 1. April 1931 war er Mitglied des Vorstands der Dresdener Genossenschaft; auch dem Aufsichtsrat der Großeinkaufsgesellschaft Deutsche Konsumvereine gehörte er an, und zwar vom

Jahr 1919 bis Ende Juni 1931. Sein großes Verdienst ist der Auf- und Ausbau der Textil- und Schuhwarenabteilung des Dresdener Vereins, der heute von fämtlichen deutschen Konsumgenossenschaften den höchsten Bekleidungswarenumsatz aufweist.

Am 23. August starb der Geschäftsführer des Konsum- und Produktivvereins in Zeitz *Hermann Müller*, in seinem 63. Lebensjahr. Er hat den Verein mitbegründet und ihm viele Jahre zuerst als Mitglied des Aufsichtsrats, seit 1917 als Mitglied des Vorstands gedient.

**Kurze Chronik** Die Tatsache, daß die beiden konsumgenossenschaftlichen Zentralverbände für einige wenige ihnen angeschlossene Konsumgenossenschaften *Stützung durch das Reich* gefordert haben, ist gewiß nicht erfreulich. Aber es muß hier daran erinnert werden, daß den landwirtschaftlichen Genossenschaften mehr als 100 Millionen und den mittelländlerischen Genossenschaften erst kürzlich 20 Millionen Mark Stützungsgelder zur Verfügung gestellt worden sind, ganz abgesehen von den sonstigen Subventionen für Industrie und Landwirtschaft, abgesehen auch von der großen Bankenstützung, die über die Dresdner Bank zahlreichen Mittelstandsgenossenschaften indirekt zugute gekommen ist. ◊ Die deutschen *Viehverwertungsgenossenschaften*, deren es heute etwa 500 gibt, worauf sich noch 14 Zentralgenossenschaften und darüber die Reichszentrale für Genossenschaftliche Viehverwertung aufbauen, haben im Jahr 1931 recht erfreuliche Fortschritte gemacht. Der wertmäßige Umsatz dieser Genossenschaften betrug mehr als  $\frac{1}{4}$  Milliarde Mark. Mengemäßig wurden 1931 (und 1930) abgesetzt: 173 000 (130 000) Rinder, 278 000 (245 000) Kälber, 163 000 (145 000) Schafe und 1 700 000 (1 500 000) Schweine. Von Marktbeherrschung oder stärkerer Marktbeeinflussung kann allerdings trotz diesen Resultaten vorläufig noch nicht gesprochen werden, da der genossenschaftliche Anteil am gesamten Viehabsatz Deutschlands sehr gering ist. ◊ In Stockholm wurde eine ganz modern ausgestattete *Glühbirnenfabrik* eröffnet, an der die Schwedische, die norwegische, die dänische und die beiden finnländischen Großeinkaufsgesellschaften beteiligt sind. Durch die genossenschaftliche Glühbirnenfabrikation ist es in ganz kurzer Zeit gelungen den Kartellpreis für Glühbirnen in Schweden von 1,35 Kronen auf 0,85 Kronen herabzudrücken.

Frauenbewegung / Meta Corllen

Studiumskrise Man spricht heute von einer Krisis des Frauenstudiums. Den äußern Anlaß dazu gibt die augenblickliche Überfüllung der Hochschulen. Das Frauenstudium ist in den letzten Jahren in ständigem Ansteigen. Gertrud Bäumer führte im März in der Frau aus, daß sich die Anzahl der Abiturientinnen seit 1925-1926 von 2256 auf 9514 im Jahr 1930-1931 vermehrt hat, daß die Neumatrikulationen von Frauen in der selben Zeit von 2907 auf 6653 gestiegen sind. In der gegenwärtigen Lage entsteht unter den Männern eine starke Reaktion gegen das Frauenstudium, und zwar mehr in der jungen als in der ältern Generation. In der Zeitschrift der studentischen Selbsthilfearbeit Studentenwerk erschien ein Aufsatz gegen Studium und Beruf der Frau, in dem der Autor, E. Weller, die Beseitigung des Rechts auf die Immatrikulation für die Frauen fordert. Im Oktober 1931 beleuchtete Walter Steinhauer in der Frau die Gründe dieser Reaktion. Sie liegen nicht nur, wie in dem Aufsatz Wellers, in »ansteigender Kleinbürgerlichkeit und Konkurrenzangst«, man sucht eine philosophische Basis: Die Wissenschaft töte das Leben, die Ursprünglichkeit, und die Frau, die dem Leben näher sei, solle sich ihre unberührten Instinkte fern von der Wissenschaft bewahren, sie solle womöglich gleichzeitig die Kultur überhaupt vor der überhandnehmenden Vergeistigung retten. Es scheint, daß diese Gründe auch bei den Frauen selbst Anklang finden, und daß ihnen ihre Mitarbeit an der Wissenschaft problematisch wird. In der Christlichen Frau beschäftigen sich mehrere Aufsätze mit der kritischen Situation des Frauenstudiums; in einem, der Probleme des Frauenstudiums betitelt ist, glaubt Christl Pech feststellen zu können, daß zwischen Studium und weiblicher Eigenart ein Antagonismus bestehe; sie zieht daraus allerdings nicht den Schluß, daß die Frau deshalb das Studium aufzugeben habe, sondern meint, sie solle »ihre Lebendigkeit und Weiblichkeit in die Wissenschaft hineintragen«. Von großem Interesse ist das Material, das in einer Dissertation Elisabeth Knoblauchs Zur Psychologie der Studierenden Frau /Leipzig, J. A. Barth/ zusammengetragen ist. Die Untersuchung stützt sich auf Auslagen von 120 Studentinnen, die über ihre Stellung zum Studium und zur spätern Berufstätig-

keit ziemlich eingehend befragt wurden. Die Auslagen werden zusammengestellt und erläutert, und es wird mit Recht vermieden, schon der geringen Anzahl wegen, aus ihnen verallgemeinernde Schlüsse auf die Haltung der Studierenden Frauen zu ziehen. Trotzdem sind sie in mancher Beziehung für die gegenwärtige Problematik des Frauenstudiums aufschlußreich. Sie zeigen zunächst, daß unter den Frauen jede mögliche Art der Einteilung zum Studium vorkommt, daß sie es ablehnen oder bejahen, daß sie es aus ausgesprochen theoretisch-wissenschaftlichem Interesse ergreifen, oder weil sie in ihm ein Mittel zur Persönlichkeitsbildung oder einen Weg zur Berufstätigkeit sehen. Aber es fällt doch auf, daß verschiedentlich Studentinnen berichten, sie hätten mit anderen gesprochen und bei den meisten die Ansicht gefunden, Mädchen sollten nicht studieren, besser sei es zu heiraten, für eine Ehe würde man gern Studium und Beruf aufgeben, und daß demgegenüber die Stimmen derer, die erklären, sie würden bei einer Heirat auf jeden Fall die Berufstätigkeit fortsetzen, oder sie stellten sogar ihre wissenschaftliche Tätigkeit höher als Ehe und Mutterchaft, vereinzelt zu sein scheinen. Auch tritt in den Äußerungen der Studentinnen verhältnismäßig häufig die Klage auf, daß die Wissenschaft zu abstrakt sei, daß sie vom Leben fernhalte und insbesondere dem Wesen und Willen der Frau nicht entspreche. Es scheint also doch nicht unberechtigt von einer äußern und innern Krise des Frauenstudiums zu sprechen, und es fragt sich nun, ob man daraus praktische Konsequenzen ziehen und das Frauenstudium bekämpfen, einschränken, vielleicht nur in Ausnahmefällen zulassen soll. Was zunächst die äußere Situation des Frauenstudiums angeht, so weist Bäumer in dem oben erwähnten Aufsatz nach, daß der jährliche Zugang von Studentinnen zur Univerfität voraussichtlich für absehbare Zeit keinen Höhepunkt erreicht habe, und daß bei der heutigen Verteilung der Studienfächer, wenn man von der gegenwärtigen Krise absehe, die Männer und Frauen in gleicher Weise berührt, die akademischen Frauenberufe zum Teil freilich überfüllt sind, wie der ärztliche Beruf und das Höhere Lehramt, während in den Volks- und Mittelschulen und in den juristischen und sozialen Berufen noch Bedarf an weiblichen Kräften sei. Von hier aus ist also ein prinzipieller Abbau des Frauenstudiums nicht zu begründen. Was zu den

Argumenten zu sagen ist, mit denen man von männlicher Seite die Frau in ihrem eignen Interesse von der Wissenschaft fernhalten will, führt Steinhauer in dem erwähnten Aufsatz sehr treffend aus. Man ist damit wieder auf dem Standpunkt der ersten Gegner des Frauenstudiums angelangt, nur daß das Vorzeichen umgekehrt ist: Man will, von einem vorgefaßten Begriff des Weiblichen ausgehend, der Frau bestimmte Aufgaben vorschreiben, statt sie ihren eignen Weg gehen zu lassen, auf dem allein sie zu irgendeiner Art von Leistung und Einwirkung auf die Kultur gelangen kann. Aber der Einwand, daß die "lebensfremde" Wissenschaft Männerfache sei, ist auch dann nicht mehr wert, wenn er von seiten der Frau selbst vorgebracht wird. Die Wissenschaft ist eine Angelegenheit des menschlichen Geistes und dient der objektiven Erforschung der Dinge, sie ist der Frau ebenso wie dem Manne zugänglich. Ihr Gegenstand ist das Leben in all seinen Formen, sie kann sich ihrem Wesen nach gar nicht vom Leben entfernen, und die Frau, sei sie nun lebensnäher als der Mann oder nicht, hat an ihr das gleiche Interesse wie er. Die Wissenschaft kann nur in ihren Methoden erstarren, dann verfehlt sie ihr Ziel und entfremdet sich damit dem Leben, und dann müssen ihre Methoden geändert werden. Daran haben die Frauen kein größeres Interesse als die Männer, sie sind der Wissenschaft gegenüber weder benachteiligt noch privilegiert. Zur wissenschaftlichen Arbeit gehören abstraktes Denken wie Beobachtung der Wirklichkeit und Erfassen der Zusammenhänge, die Frau ist dazu weder unfähig, noch ist sie berufen die Wissenschaft zu "verlebendigen". Es kann sehr leicht zu Dilettantismus und Oberflächlichkeit führen, wenn man ihr etwas derartiges einredet. Orientiert sie sich an den Forderungen, die sich aus dem Wesen der Wissenschaft selbst ergeben, so wird sie auch auf dem Weg des Studiums an das Leben herankommen können. Verschiedene der in der Knoblauch'schen Schrift angeführten Studentinnenausagen zeigen, daß das durchaus möglich ist. Um die Äußerungen derjenigen, die dem Studium mehr oder weniger negativ gegenüberstehen, sei es, weil sie lieber heiraten wollen, sei es, weil ihnen die Wissenschaft zu abstrakt erscheint, richtig zu bewerten, müßte man sie noch genauer auf ihre Gründe hin prüfen können. Es ist sehr wohl möglich, daß unter ihnen manche sind, die besser nicht studieren sondern

einen praktischen Beruf ergreifen würden. Aber man kann daraus noch nicht die Notwendigkeit grundsätzlicher Bekämpfung des Frauenstudiums ableiten, denn auch unter den Männern sind viele, die nicht aus innerer Berufung studieren, wahrscheinlich sogar prozentual noch mehr, und man müßte in dieser Beziehung bei beiden Geschlechtern auf eine Umstellung hinarbeiten. Es ist aber durchaus nicht gesagt, daß alle, die erklären Studium und Beruf für eine Ehe aufgeben zu wollen, deshalb kein inneres Verhältnis zu beiden finden können, wenn sie nicht heiraten. Verschiedene Ausagen beweisen das. Und tatsächlich bleibt eben doch in sehr vielen Fällen die Hoffnung durch eine Heirat der Ausübung eines Berufs überhoben zu werden unerfüllt. Es ist also wohl richtig, wenn man, statt solche Äußerungen im Kampf gegen das Frauenstudium zu verwenden, die Mädchen dazu erzieht die Vorbereitung auf den Beruf, gegebenenfalls also das Studium, in jedem Fall ernsthaft zu betreiben. Und manche von denen, die sich vor allem nach lebendiger Tätigkeit und Einwirkung auf Menschen sehnen, werden möglicherweise den Weg dahin durch die wissenschaftliche Arbeit finden, wenn sie sie im richtigen Licht sehen. Die Ausagen der Studentinnen, die am Ende der Untersuchung in ihrem ganzen Umfang angefügt sind, lassen eine so lebendige und ernsthafte Auseinandersetzung mit den durch das Studium aufgeworfenen Fragen erkennen, daß sie allein die Meinung widerlegen, die Frau könne zur Wissenschaft ihrem Wesen nach kein inneres Verhältnis finden. Sie zeigen, daß der lange und mühsame Kampf, der vor etwa 30 Jahren schließlich den Frauen den Weg zur Hochschule frei machte, nicht umsonst gekämpft worden ist.

#### Erwachsenenbildung

Die Tendenz die Frau von der Wissenschaft fernzuhalten und auf ihre eigne "weibliche" Sphäre zu beschränken taucht mit der gleichen Begründung wie für die Universitätsbildung auch in der Erwachsenenbildung auf, und zwar an einer Stelle, wo diese Bildungsarbeit sehr intensiv gestaltet ist: an den Leipziger öffentlichen Bibliotheken. Dort wurde vor 2 Jahren ein Frauenbücherkatalog herausgegeben, auf den hier in einem Artikel über die Problematik der Frauenbewegung (1927 II Seite 816) bereits hingewiesen wurde, und um Aufbau und Abgrenzung dieses Verzeichnisses zu begründen, veröffentlichte der

Direktor der Bücherhallen, Walter Hofmann, eine umfangreiche auf statistisches Material gestützte Abhandlung über die Lektüre der Frau /Leipzig, Quelle & Meyer/. Gleichzeitig aber beansprucht diese Arbeit als Beitrag zur Erkenntnis des wahren Wesens der Frau zu gelten. Denn die Frauen, auf deren Lektüre sich die Untersuchung stützt, die erwachsenen proletarischen Frauen und die bürgerlichen Hausfrauen, die als »undifferenzierte Frauen« bezeichnet werden, werden als die echten und ursprünglichen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts angesehen, während die Frauen mit akademischer oder sonstiger höherer Bildung, die »intellektualisierten« Frauen, »in ihren Interessen entweiblicht sind und daher als bedeutungslos beiseite gelassen werden«. Den sehr eingehenden statistischen Feststellungen liegen die Entleihungen von 5579 Leserinnen in 5 Jahren zugrunde, denen zum Vergleich die Entleihungen von 13 504 Männern der gleichen sozialen Schicht in dem gleichen Zeitraum gegenübergestellt werden. Das Ergebnis ist, kurz zusammengefaßt, daß die Frauen innerhalb der Schönen Literatur vorwiegend Frauen- und Familienromane und von belehrenden Büchern fast nur Biographien lesen, das heißt, daß in der Lektüre der Frauen überall das Interesse am Persönlichen, am menschlichen Schicksal vorherrscht, und ihre Anteilnahme an Wissenschaft, Kunst und Politik verschwindend gering ist. Die Bücherei muß deshalb den Frauen ein Auswahlverzeichnis bieten, das diesem Interessenkreis entspricht, sie muß die Begrenzung der Frauenlektüre fördern, denn in der Beschränkung der Frau auf ihre subjektive Umwelt liegt eine besondere »Stärke und Größe«, da ja die objektive Geltung der Wissenschaft heute ohnehin zweifelhaft geworden ist. Daß die Frau »gar nicht den Versuch macht« über ihre subjektive Umwelt eine objektive Wirklichkeitswelt zu setzen, darin liegt möglicherweise eine für die Kultur wesentliche Leistung. Man sieht, es ist wieder das selbe: Von einem bestimmten Begriff weiblichen Wesens aus schreibt man der Frau ihren Weg vor, und man macht ihr nur noch eine Verbeugung dazu. Aber hier heißt es ja nun, daß diese Vorstellung von der weiblichen Eigenart aus der Erfahrung gewonnen sei. Man muß also das aus der Leserstatistik gewonnene Bild kritisch betrachten. In den großen Linien stimmt es. Aber die feineren Unterschiede sind vernachlässigt, und es fragt sich, ob man bei einer Untersuchung, aus der man Schlüsse auf das Wesen der Frau und praktische

Konsequenzen für die Beeinflussung der Frau zieht, die Methoden so vereinfachen darf. Das gilt schon für die Gruppenbildung. Man kann aus bürgerlichen und proletarischen Hausfrauen eine einheitliche Gruppe bilden, aber zwischen proletarischen Hausfrauen und proletarischen erwerbstätigen Frauen zeigen sich in der Auswahl der Lektüre deutlich Unterschiede, die erkennen lassen, daß die erwerbstätigen Frauen sich in ihrer Lektüre den Männern nähern, zum Beispiel Abenteuerromane und Reisebeschreibungen lesen. Außerdem ist nicht einzusehen, weshalb bei einer Untersuchung über die Lektüre der Frau außer den »intellektualisierten« Frauen (die ja immerhin noch Frauen sind, was in der Studie sogar ausdrücklich zugegeben wird), auch die ganze große Gruppe der berufstätigen Frauen mit einfacher Schulbildung, die also nicht durch die höheren Studien »entweiblicht« sind, Kontoristinnen, Verkäuferinnen, Beamtinnen und so weiter, außer acht gelassen sind. Eine Berücksichtigung dieser Gruppe würde die großen Linien des Bildes vielleicht nicht sehr stark verschieben, aber Ansatzpunkte erkennen lassen, die bei dieser Betrachtung verdeckt werden. Weiter entsteht bei der Untersuchung der belletristischen Lektüre der Frauen dadurch ein falsches Bild, daß hier nur von den am häufigsten gelesenen Büchern die Rede ist. Es wird dadurch verfleiert, daß die Frauen außer den Frauen- und Familienromanen auch soziale und historische Romane zwar weniger häufig, aber doch auch noch in großer Zahl lesen, daß hier ein über das rein Persönliche hinausgehendes Interesse gar nicht zu bestreiten ist. Schließlich zeigt sich sogar in dieser Statistik auf einigen Gebieten des wissenschaftlichen Schrifttums ein sachliches Interesse der Frauen, wenn auch nur in sehr geringem Umfang. Aber es muß hier durch die Art, wie die männliche und weibliche Lektüre verglichen werden, der Eindruck entstehen, als stände der Interesselosigkeit der weiblichen Volksbüchereileser ein stark entwickeltes theoretisches Interesse der männlichen Leser gegenüber, während in Wirklichkeit die Lektüre der Männer von dem Interesse an Abenteuerromanen und Reisebeschreibungen beherrscht wird, und wissenschaftliches Interesse auch bei ihnen verhältnismäßig selten auftritt. In dem Frauenkatalog sind als für Frauen in Betracht kommend nur übrig geblieben: Romane, Schauspiele und Biographien, die von Liebe und Ehe, Familienleben, Kindheit und Entwick-

lung handeln, ferner eine ziemlich reiche Auswahl von hauswirtschaftlicher und pädagogischer Literatur und zur Ausfüllung von »Mußestunden« ein paar Bücher über Kunst und Naturbetrachtung und Heimatkunde; angefügt ist daran noch eine Zusammenstellung sozialer und politischer Literatur, vor allem über Wohlfahrtspflege. Man will also in der Frau im Anschluß an ihre erzieherischen Aufgaben das Interesse für die Öffentlichkeit erwecken. So sehr ein solcher Versuch an sich zu begrüßen ist, so muß sein Erfolg doch bezweifelt werden, wenn man gleichzeitig den Gesichtskreis der Frau derartig einengt. Das räumlich und zeitlich Ferne darf sie nicht interessieren, Geschichte und Länder- und Völkerkunde sind vollständig ausgeschlossen, mit sozialen Problemen, wie sie der moderne Roman darstellt, darf sie nicht bekannt gemacht werden, Autoren wie Dostojewskij, Zola, Sinclair kommen in dem Verzeichnis überhaupt nicht vor, andere wie Hamsun, Tolstoj, Gorkij fallen mit den meisten ihrer Werke aus. Es wird zwar verschiedentlich betont, der Katalog solle die Frauen nicht beschränken, er weise sie vielmehr auch auf andere Gebiete hin. Auch finden sich derartige Hinweise, aber merkwürdigerweise grade nicht auf solche Literatur, für die bei Frauen ein unzweifelhaftes Interesse vorliegt: eben auf Reisebeschreibungen und soziale Romane. Ob mit ihrer Beschränkung auf Haus und Familie für die Kultur der Gegenwart etwas geleistet wird, muß bezweifelt werden. Ob die Frau überhaupt berufen ist die Kultur vor dem Intellektualismus zu retten, wie ja auch die modernen Gegner des Frauenstudiums meinen, ist sehr fraglich. Ganz sicher aber ist, daß sie zu keiner wie immer auch gearteten geistigen Entwicklung das Allgeringste beitragen kann, wenn man sie von den Gebieten, auf denen sich diese Entwicklungen abspielen, fernhält oder den Hang zu geistiger Bequemlichkeit unterstützt.

**Kurze Chronik** Das Berliner Arbeitsgericht fällt eine Entscheidung, in der die Kündigung wegen *Eheschließung* für ungerechtfertigt erklärt, und der Arbeitgeber zur Weiterbeschäftigung der Gekündigten oder zur Zahlung einer Entschädigung von 1200 Mark verurteilt wurde. ◊ Eine Umfrage des Reichsverbandes der verheirateten Lehrerinnen ergab, daß 32,6% der *verheirateten Lehrerinnen* Angehörige vollständig, 39,1% Angehörige teilweise verlor, daß 16% % erwerbslose Ehemänner und 13% % Ehemänner in unsicherer Stellung haben.

## WISSENSCHAFT

Philosophie / Christian Herrmann

**Politik**

Die älteren Versuche ein philosophisches Verständnis der Politik zu gewinnen waren fast durchweg von der Rechts- und Staatsphilosophie oder sogar von der Ethik her orientiert. Noch in Hermann Cohens monumentaler Ethik wird die Gesamtheit des praktisch-geistigen Lebens von einem einzigen Prinzip aus überblickt. Es ist keine Frage, daß die Eigenart der Politik hier überhaupt nicht gesehen wird, lowenig wie in der deutschen idealistischen Philosophie nach Kant, während die französische und die englische Philosophie damals schon gewisse Ansätze zu einer besondern Philosophie der Politik zeigten. Auch eine selbständige Rechts- und Staatsphilosophie ist nicht der Boden, von dem aus die Politik als philosophisches Problem bearbeitet werden kann. Denkt man daran, was an empirischem Material Geschichte, Staatswissenschaften und auch Soziologie für die Kenntnis des Sachverhalts Politik zusammentragen, so ergibt sich leicht, daß man hier auf einem ganz andern Boden steht als die Ethik, die Rechts- und Staatsphilosophie. Daher kommt es wohl, daß sich in den letzten Jahren eine Philosophie der Politik zu entwickeln beginnt, die auf eigenen Voraussetzungen beruht und entsprechend ihrer Behauptung von der Autonomie der Politik eine eigne Disziplin im Rahmen der Philosophie darstellt. Die Hauptfrage, die dann zuerst entsteht: wie sich eine solche selbständige Philosophie der Politik in das System der Philosophie einordnet, kann prinzipiell verschieden beantwortet werden. Einen der interessantesten Versuche stellt der Kieler Ordinarius *Richard Kroner* in seiner Kulturphilosophischen Grundlegung der Politik /Berlin, Junker & Dünnhaupt/ an.

Interessant ist das kleine Werk Kroners vor allem darum, weil hier die dialektische Methode eine glänzende Anwendung findet, indem sie das Verständnis für einen äußerst verwickelten Komplex von Tatbeständen erschließt. Kroner geht davon aus, daß Politik Kampf ist, Kampf um Macht und Recht und deshalb ein Kampf um das objektiv wertvolle Dasein. Auch wenn man um Interessen kämpft, so steht doch dahinter das Recht dieser Interessen. Grundlegend in der Politik ist der Wille zur Macht, der aber zugleich auch Wille zur Schaffung eines Rechtszustands ist; der poli-

tische Wille ist Wille zur rechtmäßigen Beherrschung des Gegners. Das Subjekt des politischen Willens ist der Staat. Seinem Wesen nach ist der Staat ein geistiges Sinngebilde; deshalb läßt er sich nur kulturphilosophisch, das heißt im Zusammenhang der ganzen Kultur, begreifen. Als Repräsentant eines allgemeinen Willens ist der Staat eine sittliche Gemeinschaft. Hierin aber offenbart sich eine dialektische Problematik: Der Staatswille, der sich in der Verfassung sein Grundgesetz gibt und sich in der Politik manifestiert, setzt sich absolut und ist doch nie absolut, denn er ist in beständiger Wandlung. Wie es nun der Sinn aller Kultur und jedes Kulturgebiets ist den Geist aus der Zerpaltenheit seines Bewußtseins zu seiner Einheit zurückzuführen, so geschieht dies auch in der Politik, aber nicht vollständig. Daher schafft gerade die Politik das Bedürfnis nach einem transpolitischen Kulturgebiet, in dem sich wahrhaft eine absolute Einigung der verschiedenen Seiten des Bewußtseins vollzieht. Dies ist die Religion, und so ist immer wieder versucht worden die Politik von der Religion her zu begründen oder sie in sie einmünden zu lassen. Die katholische Auffassung von der Harmonie beider Gebiete lehnt Kroner ab, aber auch den Standpunkt der Dialektischen Theologie Karl Barths, Friedrich Gogartens, weil er nicht wahrhaft dialektisch sei. Denn man dürfe nicht bei dem Gegensatz Gott und Welt, Religion und Politik, der in seiner ganzen Schärfe gesehen werden müsse, stehen bleiben sondern müsse zur Idee der Einheit dieser Gegensätze weitergehen. Diese wahrhaft dialektische Auffassung bewahrt einerseits vor der Abolutsetzung der Politik, wie wir es heute im Faschismus und im Nationalsozialismus (die freilich nicht zusammen genannt werden dürfen, da sie im Kern so wesensverschieden sind wie eben Zieiltreiben und Ressentiment) erleben, und andererseits wird die Politik in ihrer Selbständigkeit anerkannt, aber sie gilt doch nicht als letzter Wert. Von diesem Standpunkt nun werden die wichtigsten außen- und innenpolitischen Probleme behandelt: Demokratie und Monarchie, Klassenstaat und Ständestaat, Wissenschaft und Politik, Völkerbund. Überall ist der leitende Grundgedanke sichtbar, daß die großen politischen Probleme zwar am Sinn des Staats orientiert sein müssen und nur von dort her ihre Erleuchtung erhalten, daß sich aber diese Sinnwirklichkeit in einen umfassenden Sinnzusammenhang einordnet.

Eine eigentliche Philosophie der Politik hat Kroner nicht gegeben und auch nicht geben können, weil er die Substanz der Politik nicht von der Erscheinungsform des Staats löste. Diese Philosophie, die an den zu schaffenden Dingen orientiert sein muß, wird erst noch kommen.

**Lehrbücher** In keiner Wissenschaft ist ihre Geschichte von solcher Bedeutung für die systematische Fortentwicklung wie in der Philosophie, weshalb historische Darstellungen der Philosophie immer von sachlich-systematischer Bedeutung sind. Neben einer reichen Literatur, die eine Geschichte der Systeme gibt, haben wir seit langem auch eine Geschichte der Probleme und eine Geschichte der einzelnen philosophischen Disziplinen. Die Bedeutung der letztgenannten Darstellungsweise beruht vor allem auf der stärkeren Berücksichtigung der Beziehungen, in denen die einzelnen philosophischen Disziplinen zu anderen Gebieten des geistigen Lebens oder zu den empirischen Wissenschaften stehen. Das Bedürfnis nach einer praktisch sehr brauchbaren, übersichtlichen Darstellung der *Geschichte der philosophischen Einzeldisziplinen* befriedigt jetzt der überaus rührige Verlag Junker & Dünhaupt in Berlin mit seiner Geschichte der Philosophie in Längsschnitten, von der bereits 5 Hefte erschienen sind. Gleich das 1. Heft, das von Theo Suranyi-Unger geschrieben, die Geschichte der Wirtschaftsphilosophie behandelt, ist eine hocheurefreuliche Leistung. Von besonderem Interesse ist dabei das Kapitel über die weltanschaulichen Ausgangspunkte wirtschaftspolitischer Strömungen. Das 2. Heft, von Max Wundt, behandelt die Geschichte der Metaphysik. Der Verfasser gliedert in 5 Kapiteln seinen Stoff: Die Stellung der Metaphysik im Ganzen der Philosophie, Der Gegenstand der Metaphysik, Das Verfahren der Metaphysik, Das Substanzproblem, Das Kategorienproblem. Die Arbeit des kenntnisreichen Verfassers ist vorzüglich. Man hätte jedoch den Wunsch, daß die Gegenwart etwas genauer behandelt worden wäre. Das 3. Heft, von Max Wentlicher, stellt die Geschichte der Ethik dar; ihre Entwicklung wird von Heraklit bis Nietzsche und Lotze verfolgt, und überall der Nachdruck auf das Wesentliche gelegt. Das 4. Heft, von Heinrich Scholz, hat die Geschichte der Logik zum Thema. Es ist eine wissenschaftlich sehr bedeutende Untersuchung. Überall geht Scholz auf die Quellen zurück. Er beschränkt

lich auf die Darstellung der Geschichte der formalen Logik; diese wird dann aber auch bis in die neuesten Werke der Logik hinein verfolgt. Im 5. Heft behandelt Carl August Emge die Rechtsphilosophie. Alle wesentlichen Probleme werden klar herausgearbeitet.

**Veranstaltungen** Anfang Oktober 1931 fand in Hamburg, unter großer Beteiligung, die 14. *Schopenhauer*tagung statt. Vorträge hielten der Vorsitzende der Schopenhauer-Gesellschaft Hans Zint /Stettin/ über Schopenhauer den weltoffenen Philosophen, William Stern /Hamburg/ über Theorie und Wirklichkeit vom Standpunkt des Metaphysikers, Friedrich Lipius /Leipzig/ über Theorie und Wirklichkeit vom Standpunkt des Erkenntnistheoretikers und Naturwissenschaftlers, Friedrich Heiler /Marburg/ über die Dogmen der Religionen und das Leben der Wirklichkeit, Hans Prinzhorn /Frankfurt/ über die psychologischen Wurzeln der Illusion, Franz Oppenheimer /Berlin/ über die Fiktionen der Wirtschaftstheorie und die wirtschaftliche Wirklichkeit und Eduard Heimann /Hamburg/ über die politisch-gesellschaftliche Wirklichkeit und ihre Theorie. Eine starke Wirkung übte auch Leo Würzmanns dramatische Gestaltung einer Episode aus den Altersjahren Arthur Schopenhauers aus. Vom 18. bis zum 21. Oktober fand in Berlin der *Internationale Hegelkongreß* statt. Es wurden nicht nur Fragen der Hegelschen Philosophie behandelt sondern auch Probleme, die aus der gegenwärtigen Philosophie herauswachsen. Weit aus am bedeutendsten war der Vortrag Nicolai Hartmanns über Begriffs-dialektik und Realdialektik, der alle nachfolgenden Redner zwang sich mit ihm auseinanderzusetzen. Die Berliner Mathematische Gesellschaft veranstaltete im Oktober eine *Bolzanosfeier*, zur Erinnerung an den 150. Geburtstag des großen Prager Philosophen und Mathematikers. In seiner Festsprache charakterisierte Walter Dubislav Bernhard Bolzano als Vorkämpfer der modernen Bestrebungen nach Exaktheit in Logik und Mathematik. Ende Dezember konnte der *Mathematische Verein an der Universität Berlin*, der von Hermann Amandus Schwarz gegründet worden war, auf ein 70jähriges Bestehen zurückblicken. Das Jubiläum wurde durch einen Vortrag Konrad Knopps /Tübingen/ eingeleitet, der das Thema *Mathematische Spiele und moderne Zahlentheorie* behandelte.

**Kurze Chronik** Für die Benekstiftung schreibt die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen folgende *Preisauflage* aus: »Die Bedeutung von Theologie und Philosophie des hohen Mittelalters für das gleichzeitige Geschichtsbild.« Die Arbeiten sind spätestens bis zum 31. Dezember 1933 einzureichen. ◊ Als Nachfolger Heinz Heimsoeths übernimmt *Hans Heyle* aus Breslau den Lehrstuhl der Philosophie an der Universität Königsberg. ◊ Der Privatdozent für Logik und Erkenntnistheorie an der Universität Wien *Rudolf Carnap* geht als außerordentlicher Professor der Philosophie der Naturwissenschaften an die Deutsche Universität Prag. Carnaps Arbeiten behandeln die philosophischen Grundlagen der exakten Naturwissenschaften, er ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Erkenntnis*. ◊ Mit dem Ende des Wintersemesters wurde *Heinrich Rickert* in Heidelberg wegen Erreichung der Altersgrenze von den Pflichten seines Lehramts befreit. ◊ An der Universität Berlin *habilitierte* sich für Philosophie Rudolf Odebrecht; er ist bisher mit Arbeiten zur Ästhetik und als Herausgeber der Zeitschrift *Philosophie* hervorgetreten. An der selben Universität *habilitierte* sich Alfred Brauer für Mathematik; in seiner Antrittsvorlesung gab er einen Überblick über die ungelösten Probleme der elementaren Zahlentheorie. An der Universität Münster wurde Balduin Schwarz als Privatdozent für Philosophie mit einer Schrift *Irrtumsformen und Irrtumsgenealogie in der Philosophie* zugelassen. ◊ Der Professor der Mathematik in Gießen *Friedrich Engel* wurde am 26. Dezember 1931 70 Jahre alt. Er war ein Schüler Karl Weierstraß' und besonders von Sophus Lie angeregt, dessen Werke er mitherausgegeben hat. ◊ Gleichfalls im Dezember feierte *Edmund König* in Sondershausen sein Goldenes Doktorjubiläum. Er wurde 1858 geboren und promovierte 1881 in Leipzig bei Wundt. In seinen Anschauungen von Kant, auch von Wundt beeinflusst, hat er sich besonders philosophischen Grundfragen der Naturwissenschaften gewidmet. ◊ Am 29. Dezember wurde *Kurt Henkel*, der Marburger Mathematiker, 70 Jahre alt. Er entstammt einer berühmten Gelehrtenfamilie; Peter Lejeune-Dirichlet war sein Großonkel, Paul Henkel (der ein Jahr vorher starb (siehe diese Rundschau, 1931 I Seite 176)) sein Bruder. Kurt Henkel arbeitete vornehmlich auf den Gebieten der Algebra und der Zahlentheorie, und er hat dort Bedeutendes geleistet.

Sozialwissenschaften / Kurt Richter

**Herkner †** Heinrich Herkner ist am 27. Mai in Berlin an einer Lungenentzündung gestorben. Er hat entscheidende sozialistische Gedankengänge nie angenommen, aber er hat, auf liberalem Boden stehend, für die Entwicklung der Sozialpolitik in Deutschland sehr fruchtbar gewirkt. Seine ganze Persönlichkeit erinnert stark an seinen Lehrer Lujo Brentano, der im vorigen Jahr starb.

Herkner wurde 1863 in Reichenberg in Böhmen geboren, war der Sohn eines Fabrikanten, studierte in Wien, Leipzig, Berlin, Freiburg und Straßburg, wo er von Brentano die sein Leben bestimmende Anregung zu der berühmten Dissertation über die oberösterreichische Baumwollindustrie bekam, deren Arbeiter ihn besonders interessierten. 1889 erhielt er einen Lehrauftrag in Freiburg, 3 Jahre später, im Alter von 29 Jahren, wurde er ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe, von 1898 bis 1907 wirkte er an der Universität Zürich, dann an der Technischen Hochschule Berlin. 1912 nahm er den Lehrstuhl Gustav Schmollers an der Universität Berlin ein. Trotz diesen reichen und frühzeitigen Anerkennungen birgt sich hinter diesem Leben eine gewisse Tragik. Herkners Werk liegt auf sozialpolitischem Gebiet. Seine 1894 in 1. Auflage veröffentlichte Arbeiterfrage /Berlin, J. Guttentag/ hat das Vordringen sozialreformerischer Gedankengänge innerhalb der akademischen Nationalökonomie entscheidend gefördert, sein ganzes Leben lang war er im Verein für Sozialpolitik tätig, dessen Vorsitz von 1917 bis 1929 in seinen Händen lag. Aber in Herkners letzten Jahrzehnten war die Entwicklung selber über die Forderungen der akademischen Sozialreformer hinausgegangen, sie standen nicht mehr vorn an der Front sondern hinter ihr. Ein Zeichen dafür sind die Aufsätze, in denen Herkner 1922 die Sozialpolitik bremste, was ihm den Unwillen der Gewerkschaften zuzog, ein anderes ist die Wandlung des Vereins für Sozialpolitik, dem gleichsam der Gegner genommen war, und der grade unter Herkners Leitung seine Aktivität verlor. Vielleicht ist es damit zu erklären, daß Herkners Interessen sich in den letzten Jahren in stärkerem Maß finanzwissenschaftlichen Fragen zuwandten. Seine wirtschaftspolitische Aktivität fand immerhin ein Arbeitsfeld im Vorläufigen Reichswirtschaftsrat, dessen Sozialpolitischem Ausschuß er angehörte.

Was Heinrich Herkner als Charakter besonders angerechnet werden muß, hat Moritz Julius Bonn in seinem Nachruf auf ihn im Berliner Tageblatt vom 29. Mai 1932 mit den Worten ausgesprochen: »Er hat die bequeme Angst so mancher Kollegen, man könne durch Vertreten einer falschen Auffassung in praktischen Dingen sich einmal blamieren und müsse daher schweigen, nie geteilt.«

**Interesse und Produktivität** Steht der Begriff des Interesses für das einzelne Wirtschaftssubjekt, für einen wirtschaftenden Menschen, absolut fest, da es in einer möglichst hohen Produktivität der von ihm aufgewendeten Wirtschaftsfaktoren liegt, so macht eine Umgrenzung solcher Begriffe wie volkswirtschaftliches Interesse, Gesamtinteresse und Gemeinwohl immerhin Schwierigkeiten. Sie liegen darin, daß eine größere Anzahl von wirtschaftenden Menschen, etwa alle durch einen Staat oder alle durch den Wirtschaftsverkehr überhaupt verbundenen Menschen, niemals gleichgerichtete Interessen haben sondern vielfach entgegengesetzte. Von einem allgemeinen wirtschaftlichen Interesse oder einem Gesamtinteresse oder von gesellschaftlichem Interesse kann man daher niemals in dem Sinn reden, daß alle in der Gesellschaft agierenden Menschen die selben und gleichgerichtete Interessen hätten. Vielmehr geht man bei einer sinngemäßen Anwendung solcher Begriffe von der Fiktion aus, daß alle in der Gesellschaft agierenden Menschen zu einer wirtschaftlichen Einheit verbunden sind: Dann liegt eine bestimmte Organisation, eine bestimmte Handlung, ein bestimmter Vorgang im Interesse der Gesellschaft, wenn durch diese Organisation, diese Handlung oder diesen Vorgang der gesamte Ertrag der in der Gesellschaft agierenden Menschen bei gleichem Aufwand erhöht wird, auch dann, wenn der Ertrag einzelner dieser Menschen dadurch zurückgeht. Natürlich hat ein Begriff, der von einer solchen Annahme ausgeht, für die Erklärung der kapitalistischen Wirtschaft nur geringen Wert, weil hier die Interessengegensätze in viel stärkerem Maß zur Erklärung der wirtschaftlichen Entwicklung heranzuziehen sind. Die realen Interessengegensätze sind wichtiger als die Fiktion des Gesamtinteresses. Trotzdem erfordert die wirtschaftliche Diskussion derartige Begriffe, an denen Handlungen und Vorfälle objektiv gewertet werden können. Wenn brasilianische Pflanzler Kaffee ins Meer schütten, so verstößt diese Hand-



lung zweifellos nicht gegen das Interesse aller einzelnen Menschen, nämlich nicht gegen das der Pflanze selber, wohl aber wird man von einem Verstoß gegen das gesellschaftliche Interesse sprechen wollen und können, weil die Summe der der Gesellschaft zur Verfügung stehenden objektiven Werte verringert wurde. Die Anerkennung einer solchen wirtschaftlichen Einheit unter den im wirtschaftlichen Verkehr gegen einander interessierten Menschen macht naturgemäß denjenigen Theoretikern die größten Schwierigkeiten, die auf streng individualistischer Grundlage stehen. Ein Buch *Hans Lüthjes Volkswirtschaftliches Interesse, Gesamtinteresse und Gemeinwohl* /Berlin, Leopold Weiß/ untersucht diese Fragen nach der individualistischen, psychologischen Methode Robert Liefmanns und muß danach naturgemäß zu einer Ablehnung solcher Begriffe kommen. Dieses Ergebnis befriedigt den Verfasser freilich selber nicht, und im Schlußkapitel sucht er, teilweise auf Grund einer als möglich unterstellten kollektivistischen Gesamtaufassung, teilweise durch eine Einschränkung in den Ansprüchen, die er an die Allgemeinheit der Interessenrichtung stellt, dem im allgemeinen Sprachgebrauch zum Ausdruck kommenden Bedürfnis nach solchen Begriffen wieder nachzukommen. Richtiger wäre es wohl, er hätte die ganze psychologisch individualistische Methode angezweifelt, die ihn zu solchen Ergebnissen führte. Das Buch *Frieda Wunderlichs Produktivität* /Jena, Gustav Fischer/ steht in allen wesentlichen Punkten im Gegensatz zu der Arbeit Lüthjes. Die Verfasserin vermeidet die Zurückführung wirtschaftlicher Tatbestände auf psychische, sie sucht den Produktivitätsbegriff nicht in der reinen Theorie, und sie unterstellt für ihre Begriffsbildung eine Zusammengehörigkeit der im Wirtschaftsverkehr verbundenen Menschen. Den Ausgangspunkt gewinnt sie dadurch, daß sie den Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität von einem objektiven Wirtschaftszweck herleitet, der in der Verringerung der Spannungen zwischen Bedürfnissen und Befriedigung liegt. Auf diese Weise kommt man zu einer Anerkennung des Begriffs der volkswirtschaftlichen oder sozialwirtschaftlichen Produktivität, also zu Ergebnissen, die nicht von vornherein mit den Bedürfnissen des Sprachgebrauchs in Widerspruch stehen. Während die Arbeit Lüthjes ganz in der Zergliederung der Begriffe steckenbleibt, wobei sie freilich

zu einer anerkennenswerten klaren Kritik an dem Mißbrauch dieser Begriffe im politischen Tagesstreit führt, verflucht Wunderlich auch eine Darstellung der Elemente der Produktivität. Dabei berührt sie an mehreren Stellen die Widersprüche zwischen der von ihr objektiv erkannten volkswirtschaftlichen Produktivität und der von der kapitalistischen Wirtschaft verwirklichten Rentabilität, ohne freilich die von ihrem Begriffssystem für eine Kritik der kapitalistischen Wirtschaftsrechnung gegebenen Möglichkeiten voll auszunutzen.

In einer eigenartigen, aber unfruchtbaren Weise beschäftigt sich *Alfred Bolnick* mit den Fragen der Produktivität und der Wirtschaftlichkeit in einem Buch *Das Gesetz der Volkswirtschaftlichkeit* /Berlin, Reimar Hobbing/. Trotz dem Titel finden sich in dieser Arbeit nur sehr spärliche sozialwissenschaftliche Gedankengänge, der größte Teil bleibt in betriebswirtschaftlichen und in technischen Fragen hängen.

**Arbeitswissenschaft** Die Arbeitswissenschaft ist als ein Teil der Betriebswissenschaft entstanden, sie hat in starkem Maß den Unternehmern dazu dienen können die Arbeit zu rationalisieren und hat somit für die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft die selbe Bedeutung wie alle technischen Wissenschaften; die Rationalisierung der Arbeit hat die Konjunkturbewegung und die Krisen ebenso beeinflußt wie die Rationalisierung der Maschinenteknik. Das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit gibt in einem Sammelband, betitelt *Der Mensch und die Rationalisierung* /Jena, Gustav Fischer/, einen Überblick über die in Deutschland vorhandenen Bemühungen zur rationellen Anwendung der menschlichen Arbeitskraft, in dem jene praktische Zielsetzung deutlich zum Ausdruck kommt. Das Buch gibt alles wesentliche Material wieder, das über die »Bestgestaltung der Arbeit« im Betrieb nach physiologischen, psychologischen und hygienischen Gesichtspunkten vorliegt, es untersucht die Fragen der zweckmäßigen Lehrlingsausbildung und schildert ausführlich die bei uns bestehenden Einrichtungen für eine Arbeitsauslese und Berufsberatung. Ein Material, wie es in dieser Vollständigkeit sonst nicht zu finden ist. Diese betriebswirtschaftliche Zielsetzung steht auch in *Otto Lipmanns* Lehrbuch der Arbeitswissenschaft /Jena, Gustav Fischer/ im Vordergrund, das sich von manchen früheren Arbeiten auf diesem

Wissensgebiet vorteilhaft durch die Sorgfalt unterscheidet, mit der der Verfasser nach der richtigen Zuordnung von Ursachen und Wirkungen sucht und beim Vorhandensein von Nebenfolgen und Nebenursachen voreilige Schlüsse vermeidet. Lipmanns Arbeit zeigt an mehreren Stellen, wenn auch kaum die Absicht, so doch die Möglichkeit einer im engern Sinn sozialwissenschaftlichen Fragestellung in der Arbeitswissenschaft. Das ist etwa da der Fall, wo von den Wirkungen der maschinellen Technik auf die menschliche Arbeit die Rede ist, von der Wirkung der Monotonie der Arbeit auf die Leistung und auf die Freizeitbeschäftigung oder von den Zusammenhängen zwischen Technik und Unfällen. Von hier aus wären Unterforschungen über die Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der Technik und der Gestaltung der Arbeit möglich, bei denen nicht die Frage nach der vorteilhaftesten Arbeitstechnik im Vordergrund steht, sondern die nach der Wirkung der Arbeitstechnik auf den Arbeiter.

**Kurze Chronik** Der ordentliche Professor für Volkswirtschaft an der Handelshochschule Königsberg *Andreas Predöhl* folgte einem Ruf an die Universität Kiel. ◊ Als seinem Nachfolger wurde dem Frankfurter Privatdozenten *Artur Feiler* der Lehrstuhl für Nationalökonomie an der Handelshochschule Königsberg übertragen. Feiler, der Mitglied des Reichswirtschaftsrats ist, war früher Chefredakteur des Handelsteils der Frankfurter Zeitung; er hat Arbeiten über Bankfragen und über Konjunkturwissenschaft veröffentlicht und wurde durch sein 1929 herausgegebenes Buch *Das Experiment des Bolschewismus, das der bolschewistische Orientierung der Bourgeoisie und der Intellektuellen Deutschlands entgegenkam*, in weiteren Kreisen bekannt. ◊ Der Dozent an der Akademie der Arbeit in Frankfurt *Wilhelm Sturmfels* wurde dort Honorarprofessor in der Philosophischen Fakultät der Universität. ◊ An der Universität Berlin *habilitierte* sich Günther Schmöders für Staatswissenschaften und insbesondere für Finanzwissenschaft und für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, an der Universität Frankfurt *Erich Welter* für Wirtschaftslehre; *Welter* veröffentlichte eine Arbeit über die Ursachen des Kapitalmangels in Deutschland (siehe diese Rundschau, 1931 II Seite 933). ◊ Eine *Büste Lujo Brentanos* wurde im Lichthof der Universität München aufgestellt.

### Rechtswissenschaft / Karl Steinhoff

**Kahl †** Am 14. Mai starb in Berlin *Wilhelm Kahl*, in seinem 83. Lebensjahr. Mit 27 Jahren war er auf Grund einer kirchenrechtlichen Arbeit Privatdozent in München, und in wenigen Jahren kam er dann als ordentlicher Professor nach Rostock, Erlangen und Bonn. 1895 wurde er als Nachfolger *Rudolf von Gneifts* Lehrer des Öffentlichen Rechts in Berlin. Seine wissenschaftlichen Arbeiten betreffen hauptsächlich Strafrecht, Kirchen- und Staatsrecht; aber auch auf anderen Gebieten des Rechts hat er ausgezeichnetes geleistet. In der Vorkriegszeit wurde er bekannt, als er im Lippeschen Erbstreit für die Partei *Ernst Graf von Lippe-Biesterfeld* gegen den Schwager des Kaisers eintrat. Seit 1919 war er Mitglied der Nationalversammlung, später bis zu seinem Tod des Reichstags. Dort war sein ganzes Streben als Vorsitzender des Strafrechtsausschusses darauf gerichtet die Reform des Strafrechts auf der Grundlage des Regierungsentwurfs zustande zu bringen. Die Entwicklung der parlamentarischen Kräfte und jetzt sein Tod haben ihn dieses Ziel nicht mehr erreichen lassen.

Aber man würde der Persönlichkeit *Kahls* nicht gerecht werden, wollte man sie nur von ihrer juristischen Seite betrachten. *Kahl* war mehr als ein glänzender Gelehrter, er war eine Vollnatur von seltenem Ausmaß. Die motorische Kraft dieser Natur, die sich in der Größe seines Geistes ebenso offenbarte wie in der Größe seines Herzens, ließ ihn nicht alternd zurückbleiben sondern überall und bis zuletzt mit der Zeit Schritt halten. Diese seine erstaunliche Persönlichkeit, die sich stets voll und uneigennützig für die Sache einsetzte, war es, die die Bewunderung seiner Freunde ebenso wie seiner Gegner hervorrief. Im Zeitalter der Schlagworte und der nichts sagenden, zu nichts verpflichtenden Geste werden solche Persönlichkeiten selten. Und doch muß sich jedes Zeitalter den Persönlichkeitswert solcher Menschen zum Vorbild nehmen.

**Preßrecht** In der Feltgabe für *Richard Schmidt* / Leipzig, C. L. Hirschfeld/ behandelt *Hellmuth von Weber* ein heute besonders aktuelles Thema: Preßfreiheit und Preßnotrecht. Er bespricht die verschiedenen nach den einschlägigen Gesetzen bestehenden Tatbestände des Preßnotrechts und kommt zu dem Schluß, daß praktisch die Preßfreiheit in Deutschland aufgehoben

lei. Allerdings ist es ihm mit diesem Vorwurf nicht ganz ernst, denn er korrigiert sich selbst sogleich dahin, daß damit nicht das Presseverbot als solches getroffen werde. Es müßte nur mit denjenigen Garantien umgeben werden, die unsere Rechtskultur bei Strafen allgemein für unerlässlich halte; alsdann bedeute es ebenfowenig eine Bedrohung der Pressefreiheit wie Strafen die persönliche Freiheit bedrohten. Dazu gehöre einmal, daß ihre Voraussetzungen klar tatbestandsmäßig umschrieben würden, sodann aber auch, daß die Verhängung des Verbots in die Hand des unabhängigen Richters gelegt und von einem mit allen Sicherungen umgebenen Verfahren abhängig gemacht werde.

Zu diesen Ausführungen der im übrigen ausgezeichnet knapp und klar geschriebenen Abhandlung ist einiges zu sagen. In die von der jungen Demokratie gegen die Reaktion einft schwer erkämpfte Pressefreiheit einzugreifen ist gewiß immer eine mißliche Sache. Jede Regierung würde auf diesen Eingriff verzichten, wenn die politische Lage und die Verantwortlichkeit und Erziehung der deutschen Presse es gestatteten. Leider sind wir nicht so weit, und also wird, wie ja auch der Verfasser anerkennt, ein Presseverbot auf absehbare Zeit unerlässlich sein. Wenn dies aber der Fall ist, verdient doch das bestehende Verfahren den Vorzug gegenüber dem Vorschlag des Verfassers. Dieser Vorschlag steht und fällt zunächst mit der Feststellung, daß Zeitungsverbote eine Strafe für das Unternehmen seien, und demgemäß ihre Verhängung bei der Wichtigkeit des Delikts den ordentlichen Strafrichtern zu überlassen sei. Schon diese Feststellung ist nicht unanfechtbar. Aber selbst wenn man sie anerkennt, spricht jede Zweckmäßigkeit dafür das befristete Verbot einer Zeitung der politischen Verwaltungsinstanz zu überlassen. Ihre Übertragung an die Gerichte würde exakte tatbestandsmäßige Abgrenzung voraussetzen. Dieses ist nach der Natur der Sache, wie jeder in der politischen Praxis stehende ohne weiteres erkennen wird, eine unlösbare Aufgabe. Abgesehen davon gilt hier wie anderswo der Satz, daß Rechtsempfinden und gerechte Würdigung durchaus kein Monopol des gelehrten Richterstands sind sondern mindestens im gleichen Maß dem Verwaltungsbeamten eignen. Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant auf eine Aktennotiz Bismarcks hinzuweisen, der bekanntlich die Auffassung, daß allein oder auch nur vorzugsweise die Richter gerecht zu urteilen vermöchten, sein

Leben lang perhorreszierte: »Ich sehe nicht ein, warum ein richterlicher Beamter des Staates an sich das Präjudiz "gerecht" zu handeln in höherem Maße für sich haben sollte, als ein Regierungsrat, Diplomat, Postdirektor oder Major. Diese Überhöhung der richterlichen Attribution durch die Träger derselben und durch parlamentarischen Sprachgebrauch schädigt unser Staatsleben und unsere Gesetzgebung.« Ohne heute noch so kraß zu urteilen, wissen wir doch aus Erfahrung, daß grade in politischen Prozessen die Gerichte mehr oder weniger versagen. Und was hilft die schönste Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Richter, wenn dabei Fehlurteile herauskommen, wie wir sie in den letzten Jahrzehnten erlebt haben und immer wieder erleben? Die Annahme, daß das Presseverbot unparteilicher durch die Gerichte als durch die Verwaltungsbehörden ausgeübt wird, ist zumindest eine Illusion. Daß dabei überdies der größte Vorteil wegfallen müßte, der in der Schnelligkeit des Akts liegt, sei nur nebenbei erwähnt. In politischen Notzeiten kann kein Staat, mag er aussehen wie er will, sich bei der Entscheidung über politisch notwendige Maßnahmen durch langwieriges Verfahren hemmen lassen.

Darüber hinaus leiden wir überhaupt an einer Überspitzung der Rechtsstaatsidee. Man kann das staatliche Zusammenleben unmöglich restlos in die Paragraphen- und Verfahrensmaschine der ordentlichen Rechtsprechung einspannen. Auf den ihr gehörenden Gebieten (und dazu gehört die politische Maßnahme des Presseverbotrechts zweifelsfrei) muß der Verwaltung im Rahmen der Bestimmungen und nach ihrem verantwortlichen Ermessen der freie Spielraum gelassen werden, wenn nicht die Staatsmaschine stocken soll. Es ist mehr als ausreichend, ja schon bedenklich, daß das Reichsgericht in letzter Instanz die Anordnungen der Verwaltungsbehörden in Pressenotfällen nachprüft. Zu welchen Ergebnissen eine solche Nachprüfung führen kann, ist an einem charakteristischen Beispiel vor 2 Monaten in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 360) dargestellt worden.

#### Verfassungsrecht

Von verschiedenen Seiten ist mehrfach die Rechtsfrage erörtert worden, ob die Änderung der Geschäftsordnung des Preussischen Landtags betreffend § 20 Absatz 2 (Wahl des Ministerpräsidenten) zulässig war und gültig ist. Der genannte Paragraph lautet: »Gewählt ist, wer mehr als die Hälfte der abgegebenen gültigen Stim-

men erhalten hat.«

men erhält. Ergibt sich keine solche Mehrheit, so kommen die beiden Anwärter mit der höchsten Stimmenzahl in die engere Wahl.« Durch Beschluß des Landtags vom 12. April 1932 ist der 2. Satz der Bestimmung gestrichen worden. Nach Artikel 45 der Preussischen Verfassung erfolgt die Wahl des Ministerpräsidenten ohne Aussprache durch den Landtag. Der Wahlmodus ist in der Verfassung nicht näher bestimmt. Maßgebend ist daher die Geschäftsordnung des Landtags, die der Landtag sich souverän gibt und selbstverständlich auch souverän ändern kann. Bei dieser Rechtslage ist unzweifelhaft und, soweit man sieht, auch von keiner Seite bestritten, daß die durch Beschluß des Landtags vorgenommene Änderung der Geschäftsordnung zur Wahl des Ministerpräsidenten zulässig und demgemäß auch formell rechtmäßig ist. Erhebliche Einwendungen sind dagegen gegen die materielle Rechtsgültigkeit der Geschäftsordnungsänderung erhoben worden. So ist man davon ausgegangen, daß bei allen Wahlen, die nicht unter das System der Verhältniswahl fallen, regelmäßig im etwa erforderlichen 2. Wahlgang entweder eine Stichwahl oder eine Wahl mit neuen Kandidaten bei relativer Mehrheit genüge, um auf alle Fälle ein Ergebnis zu erzielen. Die Vorschrift, daß absolute Mehrheit zur Wahl des Ministerpräsidenten erforderlich sei, verstoße außerdem gegen den Geist des Artikels 57 der Verfassung, wonach die Regierung nach ausgesprochenem Mißtrauensvotum zurückzutreten verpflichtet sei; denn dieser Rücktritt würde erst praktisch durch die Wahl eines neuen Ministerpräsidenten, da bis dahin die alte Regierung die laufenden Geschäfte weiterführe. Wenn also infolge des Erfordernisses absoluter Stimmenmehrheit die Wahl eines Ministerpräsidenten erschwert oder unmöglich gemacht werde, könne die Bestimmung des Artikels 57 bedeutungslos bleiben. Das läge aber zweifellos weder in der Absicht noch im Sinn der Verfassung. Gegenüber diesen und ähnlichen Ausführungen ist zu erwidern: Den Kritikern ist in ihrer Sorge um die Aufrechterhaltung des Geistes der Verfassung entgangen, daß das Übel, das sie hervorheben, nicht durch die Geschäftsordnung zur Wahl des Ministerpräsidenten und also auch nicht durch deren Änderung hervorgerufen ist sondern durch die Verfassung selbst. Dies wird sofort klar, wenn man folgendes überlegt. Angenommen, es genüge geschäftsmäßig nach wie vor relative Mehrheit, und es wäre demzufolge möglich einen neuen Minister-

präsidenten mit relativer Mehrheit im Landtag zu wählen, so könnte dieser Ministerpräsident doch jederzeit durch Mißtrauensvotum der gesamten Opposition gestürzt werden. In diesem Fall würde der Artikel 57 der Verfassung gleichfalls praktisch bedeutungslos sein, da die hinter dem neuen Ministerpräsidenten stehende Partei ja die relative Mehrheit behalten würde und somit die Wahl eines andern Ministerpräsidenten praktisch illusorisch machen könne. Das Ergebnis wäre dann gleichfalls, daß das gestürzte Kabinett die laufenden Geschäfte weiterführt. Hieraus ist ohne weiteres ersichtlich, daß die Preussische Verfassung selbst es ist, die eine solche staatsrechtliche Lösung von Regierungskrisen zuläßt, sofern die auf Grund der Wahl bestehenden Kräfteverhältnisse im Preussischen Landtag ein solches parlamentarisches Spiel ermöglichen. Das Ergebnis ist in solchem Fall: Wer im Besitz der Macht ist, behält sie. Daß der Eintritt solcher Möglichkeiten bei Schöpfung der Verfassung nicht in Betracht gezogen ist, bedarf keiner Frage. Hätte man vorausgesehen, daß die parlamentarische Entwicklung auf Grund eigenartiger Wahlergebnisse zur Unmöglichkeit der Regierungsbildung führen könnte (was übrigens nicht nur für Preußen sondern auch für eine Reihe anderer Länder zutrifft), so hätte die Verfassung sicherlich Mittel und Wege gefunden, um auch bei so schwieriger Lage das parlamentarische System aktionsfähig zu erhalten. Denn darüber herrscht wohl Einigkeit, daß der gegenwärtige Zustand, wo ein geschäftsführendes Ministerium ohne parlamentarische Basis unter Umständen jahrelang zu regieren gezwungen sein sollte, ein nach jeder Richtung politisch höchst unerwünschter Zustand ist. In rechtlicher Beziehung aber, und zwar nicht nur nach der formellen sondern auch nach der materiellen Seite, ist die durch die Änderung der Geschäftsordnung zur Wahl des Ministerpräsidenten herbeigeführte Lage in keiner Weise zu beanstanden. Wie die Dinge heute liegen, ist eine Lösung des Problems des Länderparlamentarismus kaum noch in einer Revision der Länderverfassungen sondern nur noch durch einen entschiedenen Schritt zur Reichsreform finden.

**Veranstaltungen** Die *Akademie für Internationales Recht* im Haag hat im Jahr 1931 25 Vorträge von Völkerrechtsgelehrten veranstaltet. Es hatten sich 415 Hörer aus 34 Staaten daran beteiligt. Aus den Vorlesungen, die

dort gehalten wurden, seien die folgenden hervorgehoben: Le rôle du droit comparé dans le droit international privé, Théorie générale du droit international, Les règles de procédure devant les juridictions internationales.

Der 3. *Deutsche Rechtshistorikertag* wird voraussichtlich Ende Oktober in Jena stattfinden, nachdem die Veranstaltung in Graz im vorigen Jahr ausgefallen ist.

**Kurze Chronik** Im österreichischen Nationalrat wurde der sozialdemokratische Antrag auf Angleichung des österreichischen *Eherechts* an das reichsdeutsche mit 78 Stimmen der Sozialdemokraten und Großdeutschen gegen 69 Stimmen der Christlichsozialen, der Landbündler und des Heimatblocks angenommen. ◊ Die Tschechoslowakei hat einen neuen *Kartellgesetz*entwurf veröffentlicht. Die wesentliche Neuerung ist die Einführung einer staatlichen Kontrolle, die durch eine Staatswirtschaftskommission erfolgen soll. Bei dieser wird auch das Kartellregister geführt, wo alle Verträge und Beschlüsse zu hinterlegen sind. Im übrigen sind der Kommission weitgehende Auskunfts- und Eingriffsrechte bis zur Aufhebung des Kartells eingeräumt worden. ◊ Die französische Regierung legte einen Gesetzesentwurf vor, in dem bestimmte Erleichterungen im *Konkursrecht* und gerichtlichen Liquidationsrecht vorgelesen sind. ◊ Die französische Kammer hat den Entwurf zur Änderung des *Schwurgerichtsverfahrens* angenommen. Nach ihm entscheiden über das Strafmaß Richter und Geschworene gemeinsam, während über die Schuldfrage wie bisher die Geschworenen allein befinden. Die Abtimmung über das Strafmaß erfolgt in der Weise, daß die Reihenfolge der Abtimmung der Geschworenen ausgelost wird. Ergibt sich bei der Abtimmung keine absolute Mehrheit für eine Strafe, so wird unter Weglassung der votierten Höchststrafe die Abtimmung wiederholt, bis eine solche Mehrheit sich ergibt. Zugunsten des Angeklagten wird also im Zweifelsfall immer bei der Abtimmung auf das nächstniedere Strafmaß herabgegangen. ◊ Der Berliner Professor *Hermann Heller* erhielt das Ordinariat für Öffentliches Recht an der Universität Frankfurt. Von seinen Arbeiten seien Hegel und der soziale Machttaatsgedanke, Souveränität, Europa und der Faschismus, Rechtsstaat oder Diktatur? genannt. Von der republikanischen Studentenschaft Berlins wird der Fortgang Hellers außerordentlich bedauert.

## KUNST

Mullk / *Herbert Trantow*

**Oper** Das wichtigste Ereignis auf dem Gebiet der Oper, das in diesem Winter zu verzeichnen ist, Kurt Weills Bürgschaft (über deren in jedem Betracht vollendete Wiedergabe in der Berliner Städtischen Oper Ali Weyl-Niffen hier (in diesem Band Seite 448) einiges gesagt hat), wird hier noch gefondert ausführlich besprochen werden. Diesmal sei auf 2 Werke jüngerer Autoren hingewiesen, die für die Stellung dieser Generation dem musikalischen Theater gegenüber immerhin aufschlußreich sind. Weder Erwin Dressel noch Berthold Goldschmidt gehen neue Wege, beide übernehmen die Oper so, wie sie überkommen ist, und versuchen dem Theater zu geben, was es verlangt. Die Mittel beider sind aus der Entwicklung der Nachkriegsmulik bekannt. Während aber Dressel sie mit einer sympathischen Friche und dem deutlich spürbaren Willen zur konzentrierten Gestaltung verwendet, verschreibt sich Goldschmidt der psychologisch untermalenden Manier, wie sie einige Zeit als Expressionismus die Opernbühne musikalisch beherrichen konnte. Seit seinem 17. Lebensjahr schreibt *Erwin Dressel* jährlich eine neue Oper (sein *Armer Columbus* war seinerzeit in Kassel der erste große Erfolg); jetzt, 24jährig, ist er bei seinem 7. Bühnenwerk, *der Spieloper Die Zwillingsefel*, gelandet. Er ist für das leichte Genre auffallend geeignet. Neben vielen wirklich lustigen und auch musikalisch interessierenden Stellen steht aber doch eine solche Menge Abgebrauchtes und Angehörtes, daß der Eindruck leider zwispältig bleibt. Dabei ist das Textbuch Arthur Zweingens, dem die selbe spanische Novelle *Der Dreispitz* zugrunde liegt, der auch das Libretto zu Hugo Wolfs *Corregidor* sein Dasein verdankt, und die auch die Unterlage zu einem entzückenden Ballett *Manuel de Fallas* gab, recht geschickt gemacht. Dressel hätte mit etwas mehr musikalischer Gewissenhaftigkeit dem Niveau des Buchs mehr gerecht werden können, als es der Fall ist. Seine Mulik hat ihre Quellen im Jazz, nicht nur in der Instrumentationstechnik sondern auch in der stilistischen Haltung. Der Gedanke die Spieloper vom gegenwärtig Tänzerischen her zu erneuern ist richtig; an einzelnen Stellen gelingt es Dressel auch die kurzatmige Jazzthematik zu überwinden und einen Luftspielton zu treffen, in dem sich

schöpferische Kraft äußert. Leider werden dafür anderwärts die Grenzen zwischen Operette und Spieloper vollkommen verwischt, und er gleitet rettungslos ins Banale hinab. Wenn er ernst werden will, wird er akademisch und langweilig. Immerhin ist Dressel ein Talent, das bei intensivster Arbeit und härtester Selbstkritik eine Hoffnung der deutschen modernen Spieloper bedeutet.

Der grade Gegensatz hierzu ist *Berthold Goldschmidt*. Hier ist die Arbeit teilweise viel besser, dafür sind die Einfälle verzweifelt dünn und krampfhaft. Während Dressel sich einen Stoff wählte, den er so bewältigen konnte, daß handfestes Theater dabei herauskam, hat man bei Goldschmidts Gewaltigem Hahnrei /Wien, Univeraledition/ das peinliche Gefühl des vollkommenen Mißgriffs. Die Wahl des Textes (nach einer Novelle von Ferdinand Crommelynck) ist ganz unglücklich: das pathologische Motiv des Mannes, der sich von seiner Eifersucht nur dadurch geheilt wähnt, daß er sich von der Untreue seiner Frau überzeugt, ist in einer Prosaform möglich, bei der Übertragung auf das alles vergrößernde Theater wird es so peinlich, daß damit bereits das Urteil gesprochen ist. An diesem Mißgriff ändert nichts die Jugend des Autors, da die Musik, technisch geschickt gemacht, doch ganz unerschöpferisch ist; man kommt über den Eindruck der leerlaufenden musikdramatischen Mühle bei seinem Werk nicht hinaus. Arbeit allein macht noch keinen Komponisten.

**Neues Konzert-** 2 Partituren *Paul Hindemiths*, die wie das gesammte Werk dieses Komponisten

bei B. Schotts Söhne in Mainz erschienen, reihen sich in ihrer kompositorischen Haltung und der Entstehungszeit an die in dieser Rundschau (1931 II Seite 810) besprochene Konzertmusik für Klavier, Blechbläser und Harfen an. In der Konzertmusik für Streichorchester und Blechbläser wird in noch stärkerem Maß als in der oben erwähnten Konzertmusik der Gegensatz einer beweglichen zu einer festen Klanggruppe ausgenutzt. Dort war es der Kontrast des konzertanten Klaviers zur Blechklanggruppe, gemildert durch die fast impressionistisch verwendeten klanglich vermittelnden Harfen, der dem Werk den Charakter gab, hier ist durch Verzicht auf den auf besondere Ebene gestellten Solisten die Blechklanggruppe zu viel stärkerer Aktivität herangezogen. Sie wird stellenweise zu einer Agilität verpflichtet, die in ihrer Leichtigkeit an Klangeindrücke gemahnt, wie man sie

von den hervorragenden Bläserchestern Italiens und Frankreichs kennt. Die kompositorische Kraft dieser Arbeit ist zwingend, schon die Einteilung in 2 asymmetrische Teile, von denen der eine 2, der andere 3 verschiedene Zeitmaße umfaßt, zeigt die strömende Fülle, aus der es geschrieben wurde. Die thematische Struktur zeugt von größtem Erfindungsreichtum und von gesteigerter Abkehr vom Nurtemperamentsmäßigen und Draufgängerischen und einer Hinwendung zur großen Linie, wie sie auf anderer Ebene im letzten Teil des Oratoriums *Das Unaufhörliche* zu finden ist, das hier als zum Bedeutendsten gehörend, was europäische Kunst unserer Zeit hervorgebracht hat, charakterisiert wurde. In der geistigen Haltung das vorgezeichnete Niveau nicht ganz erreichend, dafür als Ausdruck des musikalischen Spielwillens, der der stärkste Antrieb des Hindemithschen Schaffens bisher war, und durch den sich Hindemith seinerzeit mit so überraschender Schnelligkeit als Komponist durchsetzen konnte, ist die Konzertmusik für Soloblatze und größeres Kammerorchester zu werten. Diese Arbeit, ebenso wie die beiden vorhergehenden 1930 entstanden, lebt vom Elan der Solostimme. Man weiß, welcher hervorragender Interpret seines Werks der Bratschist Hindemith ist. Von hier aus ist dieses Werk zu verstehen. Die  $\frac{9}{8}$ -Bewegung des 3. Satzes, in dem das Soloinstrument mit stupender Geläufigkeit fast ununterbrochen in Sechzehnteln dahinflutet und sich von frechen Unbekümmertheiten der Bläser begleiten läßt, ist echtster konzertanter Hindemith; das Grazioso des 4. Satzes bringt die beschwingte Heiterkeit, die seinerzeit zum erstenmal an einzelnen Stellen des *Cardillac* bemerkt wurde. Konzertmusik wesentlich anderer Art, dabei an entscheidenden Stellen von Hindemithscher Spielfreudigkeit, ist *Nikolaj Lopatnikows* 2. Klavierkonzert /Mainz, B. Schotts Söhne/. Die Haltung dieses Stücks ist nicht einheitlich. Man konnte schon seinerzeit an Lopatnikows 1. Symphonie, die vor 2 Jahren auf dem Königsberger Musikfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins der Haupterfolg war, bemerken, daß sein Intellekt, der durch die Erkenntnisse der letzten 10 Jahre europäischer Musik hindurchgegangen ist, sich im Widerstreit mit der ihm angeborenen urwüchsig russischen Musikfreude befindet. Dort wurde ein Ausgleich zwischen linearer Schreibweise letzten Datums und einer manchmal impressionistischen Neoromantik versucht. Hier ist der Ausgleich insofern gelungen, als die persönliche

Handchrift dieses Musikers jetzt bedeutend ausgeprägter ist. Die widerstreitenden Teile sind besser ausbalanciert, die Kontrastwirkungen erscheinen mehr beabsichtigt, das Werk als Ganzes mehr geschlossen. Durch seine zwischen alter Virtuosität und neuer Spielmanier vermittelnde Haltung wird sich dieses Klavierkonzert vielleicht unter den Virtuosen manche Freunde erwerben.

**Spielmusik** Die kulturelle Krise, die sich als Folge der Wirtschaftsnote auf allen Gebieten des geistigen Lebens in Deutschland zeigt, hat die Musik in stärkstem Maß betroffen und hier besondere Spannungen erzeugt, weil durch das Aufkommen der als Neue Musik bezeichneten Klangkunst eine Situation geschaffen wurde, die geeignet ist die Geister noch mehr zu scheiden als es die Gesamtlage erforderte. Unsere Musik ist aus organischer Wechselwirkung von Produktion und Ausübung herausgewachsen, was befehlen will, daß grade diese sich durchaus nicht immer auf die Rolle reiner Interpretation beschränkt hat, sondern daß von ihr Ausstrahlungen ausgegangen sind, denen wir bedeutende musikalische Werke verdanken. Es sei an die Initiative musikverständiger Mäzene erinnert oder an die Blüte der Kirchenkomposition. Deren Rückgang im 19. Jahrhundert erklärt sich nicht so sehr aus der Zunahme der freigeistigen Bewegung (diese gab es in viel schärferer Form um die Wende des 18. Jahrhunderts, die gleichwohl eine Hochblüte der Kirchenmusik darstellte) als aus der Tatsache, daß die damalige gläubige Gemeinde der Musik in der Kirche ein viel persönlicheres Interesse entgegenbrachte als heute; Musik stellte damals einen nicht wegzudenkenden Bestandteil kulturellen Lebens in einer Form dar, wie wir sie mit der zunehmenden Industrialisierung unserer Kultur immer mehr verloren haben. Die Situation hat sich heute schon so zugespitzt, daß der Durchschnittshörer nicht mehr imstande ist den entscheidenden Epochen der Musikgeschichte gleichermaßen gerecht zu werden. Hier eine Brücke zu bauen, den Gegenstoß gegen die esoterische Haltung zu führen, in die die deutsche Musik immer mehr durch Proklamierung eines Musikideals gedrängt wurde, das durch die Persönlichkeit des Schöpfers allein seine Berechtigung erhält, war dem 3. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts vorbehalten. Von der Jugendmusikbewegung ausgehend, sind die besten Kräfte dieser Generation tätig eine Spielmusik zu schaffen, die die Musikliebhaber

wieder zur Aktivität heranzieht und der Haus- und Gemeinschaftsmusik eine neue Basis gibt. Darüber wurde schon in dieser Rundschau (1931 I Seite 501) bei der Besprechung des Weillischen Jagfers berichtet. Jetzt erschien im Verlag Schott eine vorbereitende Arbeit: Das Geigen-Schulwerk, herausgegeben von Erich und Elma Doflein, ferner die Sammlung Spielmusik für Violine, herausgegeben von Erich Doflein. Das Geigen-Schulwerk ist so aufgebaut, daß der Schüler von Anfang an Stücke von Niveau zum Spielen vorgefetzt bekommt; organisch steigern sich die Schwierigkeiten nicht durch Erüben einer mechanischen, musikalisch oft so toten Technik sondern durch das Erarbeiten der progressiv angeordneten Musik. Vergessenen Stücken aus dem 17. und 18. Jahrhundert, deren spielerische und konstruktive Haltung uns heute wieder so nahesteht, folgen Originalkompositionen von Hindemith, Bartok oder anderen lebenden Komponisten, die innere Beziehungen zur Spielmusikbewegung haben, Kitsch und bloßes Exerzitium sind konsequent verbannt, der Schüler lernt spielend, die Schwierigkeiten werden ihm leicht, weil ihre Überwindung den Weg zu lebendiger Musik bahnt. Die Sammlung Spielmusik für Violine, von der bis jetzt 1 Heft Altfranzösische Duette (kleine Kostbarkeiten, die ans Licht gezogen zu haben ein besonderes Verdienst Erich Dofleins ist), 2 Hefte Hindemithstücke und 2 Hefte Ungarische Komponisten vorliegen, ergänzen das Schulwerk und bringen neue Anregung. Musik, wie die kanonischen Duette Paul Hindemiths oder einige seiner 14 leichten Duette, ist auf dem Gebiet der Unterrichtsmusik, was Strenge des Satzes und Verantwortlichkeitsgefühl dem Schüler gegenüber betrifft, seit den kleinen pädagogischen Arbeiten Johann Sebastian Bachs nicht wieder geschrieben worden. Erich Doflein hat sich mit der Herausgabe dieser Sammlung ein Verdienst um die Musik unserer und der nächsten Zeit erworben, dessen Früchte eine kommende Generation ernten wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle einsichtigen Pädagogen nach diesen Arbeiten greifen werden, und daß eine Generation, die in diesem Sinn erzogen wurde, zur Musik eine wesentlich gefestigtere Stellung haben kann, als unsere, die eine romantische Musikerziehung erst einmal vergessen mußte, um zum Verständnis einer Musik zu gelangen, die das Bindende, Allgemeingebüßte über das Einmalig-Subjektive, nur Hinzunehmende stellt. Wahrscheinlich werden die schöpferischen Kräfte dieser Generation,

sofern sie sich entfalten können, gegenüber den überkommenen Formen des musikalischen Theaters und des Konzerts eine kritische Haltung einnehmen, die die Lage dieser Institutionen, die uns heute als Kolosse auf tönernen Füßen erscheinen, entscheidend durch produktive Taten zu neuer Blüte zu bringen imstande ist, wenn nicht schon vorher hier eine Wendung zum Bessern eintritt.

**Kurze Chronik** Zum 50jährigen Jubiläum der Berliner Philharmonie schrieb *Paul Hindemith* ein Variationenwerk, betitelt *Philharmonisches Konzert*, das mit großem Erfolg am 14. April unter *Wilhelm Furtwängler* aufgeführt wurde. Seine Schulooper *Wir bauen eine Stadt* wurde in Paris mit so großem Erfolg aufgeführt, daß sofort eine Wiederholung des ganzen Spiels stattfinden mußte. ◊ *Leonhard Prinz* brachte in einem Sonderkonzert in Dresden am 28. Januar *Uraufführungen* von *Theodor Blumer*, *Otto Hollstein*, *Ernst Kauffmann-Jasloy*, *Josef Lederer*, *Leonhard Prinz*, *Johannes Müller*, *H. Richter-Haarer* und *Herbert Trantow*. ◊ *Frieder Weißmann* brachte im 2. Uraufführungskonzert des Berliner Symphonieorchesters am 18. März Variationen für großes Orchester mit obligatem Klavier von *Walter Gmeindl*, Konzertsatz für Klavier und Orchester von *Karl Stimmer* und Vorspiel für kleines Orchester von *Herbert Trantow* zur Uraufführung. ◊ Der Beethovenpreis in Höhe von 10 000 Mark, der 1927 vom preußischen Staat begründet wurde, fiel für das Jahr 1932 an *Max von Schillings*, den Komponisten der Opern *Ingwelde*, *Der Pfeifertag*, *Moloch* und *Mona Lisa*, der *Glockenlieder*, des *Hexenlieds* und anderer Werke. *Schillings* ist einer der repräsentativsten Musiker Deutschlands (und jetzt auch Präsident der Preußischen Akademie der Künste geworden). Vorher wurde der Beethovenpreis 1928 an *Arnold Mendelssohn* und *Heinrich Kaminski*, 1929 an *Paul Juon* und *Joseph Haas*, 1930 an *Emil Nikolaus von Reznicek* und *Julius Weismann* verliehen. ◊ Den 1. Preis des Preisausschreibens, das der Sozialistische Kulturbund für ein einfaches, leicht verständliches Lied veranstaltete, erhielt *Ernst Lothar von Knorr* /Berlin/. Gegen 600 Lieder waren eingelangt worden; doch war der größte Teil unbrauchbar, fast überall herrschte die alte Liedertafelerei vor. ◊ Den Preis des Brunierquartetts für ein neues deutsches Streichquartett erhielt *Max Pauels* in Köln. ◊ Der Wiener Komponist *Hans Jelinek* erhielt einen Preis von 500 Dollars für ein Schulwerk.

### Vortragskunst / Felix Stöflinger

**Radiovortrag** Von den geistigen und technischen Problemen, die der Rundfunk stellt, sind hier bereits einige behandelt worden; der Rundfunksprecher, der durch das Wort die Augen des Hörers mit Dingen erfüllt, die nur vor ihm geschehen, das Verhältnis des Worts an sich zur Rundfunkübertragung, der geistige Aufbau eines Vortragsprogramms, die Kunst des neuen Hörens, die Musik im Rundfunk (siehe diese Rundschau, 1930 II Seite 718, 1930 III Seite 947, 1931 I Seite 194 und 195, 1931 II Seite 816). Ein weiteres wichtiges Gebiet ist der Rundfunkvortrag, über dessen Ästhetik und Technik noch ganz verschiedene Anschauungen bestehen. Ließe sich nun die Wirkung des Vortrags durch grundsätzliche Feststellungen beeinflussen, dann könnte man die schlimmsten Unsicherheiten beseitigen. Solange das nicht der Fall ist, erhebt sich vor jedem Rundfunkvortrag der Zweifel, ob es besser ist den Vortrag zu improvisieren oder ihn vorher auf genaueste festzulegen.

Für die Praxis besteht das Problem freilich nur bedingt. Vorträge werden nur gehalten, die als Manuskript vorliegen. Einige Vortragende sollen zwar das Recht haben frei zu sprechen, aber manche verzichten auf dieses Recht, weil sie die Fixierung des Worts der Improvisation vorziehen. Durch den Zwang den Vortrag vorher niederzuschreiben wird die praktische Handhabung, nicht aber die Formgebung des Vortrags bestimmt. Denn der Vortragende steht nun vor der Frage, ob der Vortrag so gestaltet werden soll, als ob er frei gesprochen wäre, oder ob er grundsätzlich darauf verzichten soll eine Improvisation zu simulieren. Was soll aber an die Stelle der Improvisation treten? Die Rede, die gelesen, oder die Schreibe, die gesprochen wird? Keins von beiden. Der Vortrag, der gesprochen wird, der weder locker und verwischt ist wie die Rede, noch klanglos und von optischen Mitwirkungen abhängig wie das geschriebene Werk, kommt allein für den Rundfunk in Betracht. Der Vortrag ist weder die Niederschrift einer Rede, noch die gesprochene Form einer Lesung. Er ist eine Form, die aus den Bedingungen des Funks selbst hervorgeht und aus den großen Redeformen früherer Jahrhunderte, die auch meistens auf schriftlicher Fixierung beruhten, stammt. Es ist der vom Klang aus gestaltete Text, der mit den Mitteln der Rede verbreitet wird.



Diese Form kommt unter allen, mit denen bisher experimentiert wurde, der Vollendung am nächsten. Nur diese Form bietet jene Exaktheit, die der Hörer von einem technischen Phänomen wie dem Rundfunk erwartet. Der Hörer will nicht das Unfertige sondern das Fertige empfangen, deswegen ist die imitierte Improvisation so wie alle Imitation verwerflich. Das Mikrophon gibt außer dem akustischen Laut auch den seelischen Umlaut durchdringend wieder. Der Rundfunk reproduziert die subtilsten Unwahrhaftigkeiten, er verstärkt sie bis ins Ausmaß der Verlogenheit.

In der Zeitschrift *Rufer* und Hörer findet seit 5 Monaten eine Diskussion über diese Fragen statt. Sie hat besonders in den Beiträgen Franz Wallners und Karl Würzburgers Positives gebracht. Erstaunlich bleibt, daß es noch Vorschläge gibt, wie man am besten Improvisationen fingiert, das heißt den Hörer täuscht.

Der Irrtum über die Improvisation im Rundfunk beruht auf einer irrtümlichen Anschauung über das Wesen der Improvisation überhaupt. Kein Redner allein kann unabhängig von seiner Hörerschaft improvisieren. Die Improvisation entsteht aus dem Zusammenwirken von Redner und Hörer. Ob die Hörer die Improvisation lähmen oder fördern, hängt von ihrer Zusammenlegung, von ihrer Zahl, von ihrer Beziehung zum Sprecher, von ihrer geistigen Haltung dem Vortrag gegenüber ab. Ob lähmend oder fördernd, die Hörerschaft ist ein unerletzlicher Teil des Improvisationsprozesses. Durch sie wird die Improvisation eine Schöpfung. Deshalb ist aber die Improvisation des Redners gerade die Form, die im Rundfunk nur für gewisse Sendungen in Betracht kommt, bei denen dieser Improvisationsprozeß möglich ist, nämlich in der Rundfunkreportage. Das Unglücklichste ist aber die Verbindung von Vortrag mit der Als-Ob-Improvisation. Wenn der Vortragende gelegentlich improvisieren muß, um den Vortrag zu kürzen oder zu verlängern, dann darf das immer nur ein Nothelfer sein, der möglichst unmerkbar anzuwenden ist. Die Improvisation muß dann das Gegenteil sein, nämlich der Als-Ob-Vortrag. Redner, die sich erst dann vor dem Mikrophon wohl fühlen, wenn sie das Manuskript verlassen, mögen alle denkwürdigen guten Eigenschaften haben; der Aufgabe des gestalteten Rundfunkvortrags sind sie nicht gewachsen.

Etwas anderes ist es einen Rundfunkvortrag sprachlich, etwas anderes ihn rednerisch gestalten.

Die Sprachform des Rundfunkvortrags untersteht natürlich einer Reihe von Bedingungen. Werden sie richtig erfüllt, dann ist das Manuskript des Vortrags in dem, was die Sprachform angeht, geschaffen. Erst aber durch die Verbindung der Sprachform mit der Redeform entsteht etwas Neues. Alle prinzipiellen Untersuchungen über den Vortrag als Sprachform müssen von den besonderen Bedingungen ablehen, die sich aus der Lage der Rundfunkhörerschaft ergeben. Die Situation der Hörer mag für gewisse Einschränkungen des Textes, des gedanklichen Aufbaus und für vieles andere praktisch wichtig sein, nicht aber für den Vortrag als Sprachform. Wenn die Technik in absehbarer Zeit die heutige Selektivität vertausendfachen wird, so daß in jeder Stadt beliebig viele Sender senden und aufgenommen werden können, entfällt die Notwendigkeit einen flachen Querschnitt als geistige Normierung zu berücksichtigen. Auch dann bleiben die Probleme der Vortragsgestaltung die selben, weil sie nicht vom Hörer sondern vom Hören aus bedingt sind.

Auch über die sprachlichen Besonderheiten des Vortrags herrschen Anichten, die mehr oder weniger äußerlich sind. Weder ist der kurze Satz besser als der lange, weder ist die Gleichmäßigkeit der Sätze noch ihre verschiedenartige Gliederung besser. Es gibt hier keine absoluten Regeln. Kommt es doch nicht nur darauf an, wie der Satz gebildet ist, sondern auch, wie er gesprochen wird. Er darf nicht wie gesprochen geschrieben sein, sondern er muß geschrieben sein wie einzig und allein der Verfasser spricht. Seinen eignen Rederrhythmus sprachlich auszudrücken und ihn dann beim Sprechen zu reproduzieren: das ist zugleich Problem und Lösung. Der Vortragende muß sein, wie das Wort besagt: Er muß eine Sache, einen Inhalt vortragen, an den Hörer herantragen. Das Ohr des Hörers darf nicht das Wort suchen, das Wort muß sich in den Gehörgang einschmiegen und dort resonieren. So wenig wie für Maler, Dichter, Musiker gibt es für den Vortragenden eine Norm. Er schaffe nach Gelezenen, die ihm aus der Aufgabe erwachsen. Tut er das, dann spürt der Hörer ein Wollen und eine Sache, dann ist die Wirkung nicht die Folge sondern der Modus des Werks selbst.

**Deutscher Rundfunk: Aktivierung** Das Programm des Rundfunks setzt sich aus 2 verschiedenen Darbietungen zusammen: aus reiner Übertragung, bei der das Mikrophon nur die Funktion eines

Telephons hat, und die Darbietungen selbst auch außerhalb des Rundfunks in ganz gleicher Form erfolgen könnten, und aus Darbietungen, die der Rundfunk aus sich selbst entwickelt. Es ist immer nötig, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen. Tatsächlich geschieht in den meisten Sendern in richtiger Mischung auch beides. Unter den Sendungen, die nur den Zweck haben ein Werk oder einen ausübenden Künstler vor das Mikrophon zu bringen, seien einige besonders gerühmt. Zunächst die Aufführung einer neuentdeckten Oper Tchaikowskij's Die Pantoffeln der Zarin, eines Werks von kraftvoller Frische, das fast alles enthält, was die moderne russische Musik seither und nachher entwickelt hat, und das hoffentlich bald auf die Opernbühne kommt. (Die Berliner Städtische Oper hat es bereits für die neue Spielzeit in Aussicht genommen.) Sodann die Erstaufführung der Fragmente der Bachschen Markuspassion, eine wirkungsvolle und wichtige Ergänzung der Bachkantaten, die nach wie vor fast jeden Sonntag gesendet werden. Ferner ein Mozartkonzert unter Hermann Scherchen, das durch die Hauptepochen des noch lange nicht genug bekannten Symphonikers führte. Schließlich das Erscheinen Pablo Casals', Edwin Fischers, Wilhelm Furtwänglers, Thomas Manns, Richard Strauß' vor dem Mikrophon. In diese Zeit fiel auch die politische Aktivierung des Rundfunks in den Wahlkämpfen. Das staatliche Instrument des Rundfunks wurde mit Recht als Mittel politischer Führung benutzt. Auch die Aktivierung des Programms durch Aktivierung der Hörer ist auf verschiedensten Gebieten weitergeführt worden. Die Umwandlung des Epischen in ein Dramatisches hatte jüngst zu einer sehr wirkungsvollen Sendung der Leiden des jungen Werther geführt. Der Bearbeitung Ernst Bringolfs und der Regie Edlef Köppens gelang grade das Entscheidende, nämlich das Bewegte und unruhig Drangvolle, durch Zerlegung des Werks in Gespräche und Berichte neu zu formen. Dieses erschien so, von Musik untermalt, dem Hörer als das menschlichste Bekenntnis Goethes. Eine literarische Aktivierung der Hörer soll jetzt durch Erzählungen erreicht werden, die im Funkhaus auf Platten gesprochen werden. Die Auswahl der Sprecher erfolgt auf Grund eines eingehenden einätzigen Exposé's. Wenn der Rundfunk den Erzählern nicht da den Mund verbietet, wo das Menschliche eigentlich erst beginnt, kann man auf die Ergebnisse gespannt sein. Wann sollten

Menschen etwas zu erzählen haben, wenn nicht nach diesen 18 Jahren? Im übrigen bedarf grade die literarische Abteilung des Rundfunks der Belebung. Ein Phänomen für sich ist, daß seit Jahr und Tag ausländische Literatur, außer in den meist wirkungslosen Bücherbesprechungen, überhaupt nicht mehr existiert. Gewiß soll der deutsche Dichter auch materiell unterstützt werden. Soll aber die deutsche Dichtung nicht als Ganzes durch fruchtbare Berührung mit dem ausländischen bereichert werden? Die Internationalität des Rundfunks ist doch auf den anderen Gebieten anerkannt.

Die Aktivierung der musikalischen Sendungen erfolgt in der Deutschen Welle mit besonderem Nachdruck. Zweierlei Arbeitsgemeinschaften aktivieren unter der Leitung Hans Mersmanns die Musikpflege: solche, die vor dem Mikrophon unter sich, aber öffentlich, arbeiten, und solche, die durch das Mikrophon mit dem Hörer in Verbindung treten. Besonders glücklich ist der Versuch mit dem Hörer zu musizieren. Man läßt eine Stimme weg, nämlich die, die der Hörer zu Hause spielen soll. Für ungezählt viele gibt es dadurch wieder eine Möglichkeit Hausmusik zu treiben. Auch durch Arbeitsgemeinschaften, in denen nicht Fertiges geboten sondern entwickelt wird, entsteht eine Aktivierung des Hörers.

**Schallplatten-Neugründungen:** Eine erhebliche Bereicherung empfängt die Schallplattenproduktion durch eine neue Gründung: *Die Kantorei*, die nur geistliche evangelische Musik herausbringt, ein Gegenstück also zur *Musica Sacra*, einer Zentrumsgründung, die durch ihren Anschluß an den liquidierten Ultraphonkonzern zunächst leider stillsteht. Die *Kantorei* bietet den volkstümlichen Choral und das geistliche Volkslied, Kirchenfonaten, Orgelmusik, geistliche Lieder, besonders Lutherlieder und vor allem das Werk Heinrich Schütz' und Johann Sebastian Bachs. Schon in der Wiedererweckung des großen Schütz hat die *Kantorei* eine Aufgabe besonderer Prägung, obwohl nicht vergessen werden darf, daß Schütz im Kulturkatalog von Lindström ebenfalls vertreten ist. Schon heute bietet die *Kantorei* etwa in Schütz' Deutschem Konzert Musik von biblischer Eindringlichkeit. Sie hat in Hans Hoffmann, Leonore Villinger, Georg Walter, in den Organisten Fritz Heitmann und Wolfgang Reimann treffliche Künstler, die dem musikalischen Gehalt des Schütz'schen Werks religiös verbunden sind. Technisch sind die Platten auf der Höhe;

einige haben den Fehler eines zu schmalen Ansatzrands. Auch Georg Philipp Telemann, Johannes Rosenmüller, Dietrich Buxtehude sind bereits vertreten. Die Kantorei wird gewiß auch andere Meister der großen Zeit zwischen Schütz und Bach bringen: so Andreas Hammer-schmidt, der wesentlichen Einfluß auf Bach und Händel hatte.

Eine andere Neugründung sind die Clangor-schallplatten, eine Tochtergesellschaft des Volksverbands der Bücherfreunde. Wie sich das Sortimentsgeschäft als unfähig erwiesen hat Käufer, die nicht von selbst in den Buchladen kommen, hineinzuziehen, hat auch das Schallplattenfortiment sowohl in der Erweiterung des Konsumentenkreises wie in der Unterstützung der ersten Produktion verlagert. Die Folge macht sich in der Einschränkung der Produktion ernster Kunst schlimm bemerkbar. Eine Plattengemeinschaft könnte also vor allem durch Verbilligung, dann aber auch durch Organisation der Konsumenten die ernste Produktion von Grund aus sicherstellen. Es gibt Tausende, die sich ernste Schallplatten noch immer nicht kaufen können, weil sie nichts von ihnen wissen (man stelle sich nur vor, daß ein Tragöde wie Renato Zanelli im Grunde unbekannt ist, obwohl er bei Electrola mit 3 erschütternden Platten vertreten ist), oder aber, daß sie nicht den Preis auf einmal zahlen können. Ein Verband also, der durch monatliche Ratenzahlungen, durch feste Produktionsprogramme und fixe Auflagen stabilisiert ist, könnte die Produktion der großen Konzerne vielfach ergänzen. In der Produktion der Clangorgemeinschaft ist zunächst die organisatorische Grundlage geschaffen, mehr aber nicht. Die Produktion ist guter Durchschnitt. Für den Bariton Felipe Romito danken wir ihr allerdings ausdrücklich, besonders für sein Credo (aus dem Verdischen Othello). Die Preise von 1,60 und 2,40 Mark sind bemerkenswert. Wie aber die Buchgemeinschaften nicht durch ihre bequeme Nachdrucks- sondern erst durch ihre große Originalproduktion Bedeutung gewonnen haben, wird das auch mit den Plattengemeinschaften der Fall sein.

**Kurze Chronik** Unter dem Namen Comedia wurde eine Filmgesellschaft gegründet, die künstlerisch hochwertige *Musikfilme* schaffen will. Es sind vorläufig 12 Tonfilme von etwa 15 Minuten Dauer vorgesehen. Die bekanntesten Dirigenten, Sänger, Instrumentalisten werden also mit ihrer Kunst im Tonfilm erscheinen. ◊ Im französischen

Etat für 1932 sind Kredite für den Bau eines *Rundfunkhauses in Paris* enthalten. ◊ Das *Berliner Philharmonische Orchester* feierte am 14. April und in den folgenden Tagen sein 50jähriges Jubiläum unter anderm durch 2 Festkonzerte. Man hat dabei wohl allzulehr allen Ruhm auf Wilhelm Furtwängler gehäuft, während der anderen, die heute mit diesem Orchester arbeiten, kaum gedacht wurde (von den Großen der Vergangenheit, denen die Weltbedeutung dieses Körpers zu danken ist, ganz zu schweigen). Dadurch erhielt die Öffentlichkeit ein nicht ganz richtiges Bild des wahren Sachverhalts. Der einzige Musiker, der dem Philharmonischen Orchester seit 50 Jahren angehört, ist der Harfenist Otto Müller, ein Meister seines Instruments.

### Bühnenkunst / Ignaz Jezower

**Hauptmann** Wir wollen den Konflikt, der den dramatischen Kern des letzten Hauptmannstücks *Vor Sonnenuntergang* bildet, mit einem Verstoß gegen die Sittlichkeit der Sitte erklären, wobei wir für den Begriff der Sittlichkeit der Sitte die Worte heranziehen, die Nietzsche in seinem Werk *Morgenröte* für diesen Begriff setzte: »Sittlichkeit ist nichts anderes [also namentlich *nicht mehr*] als Gehorlam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen; Sitten aber sind die *herkömmliche* Art zu handeln und abzuschätzen.« Für Matthias Clausen, den Gründer und erfolgreichen Leiter eines großen Geschäftsbetriebs, war die Familie stets das Höchste, wofür er lebte; durch seine kaufmännischen Talente, seine unermüdete Arbeit sicherte er seinen 4 Kindern das Fortkommen, alles, was sie sind, ihr sorgenfreies Dasein haben sie ihm zu verdanken. »Solange die Kinder in der Welt sind, habe ich ihnen zu dienen gesucht«, kann Clausen von sich sagen, und so ist auch das Verhältnis zwischen ihm und den Kindern ausgezeichnet: der liebevolle, sorgende Vater nennt zärtliche, dankbare Kinder sein eigen. Als aber der 70jährige Geheimrat Clausen 3 Jahre nach dem Tod seiner Frau, mit der er in glücklicher Ehe gelebt hatte, sich in ein 19jähriges Mädchen verliebt und dieses zu freien beabsichtigt, kommt es zwischen den Kindern und ihm zu argen Zerwürfnissen, die Verehrung, mit der die Kinder zu ihm hinaufgesehen haben, schwindet, der Respekt, den sie ihm schuldig sind, wird vergessen; sie beschließen den Bruch mit dem Herkommen, das einem alten Mann, einem Vater

erwachsener Kinder, die auch schon Kinder haben, ein Gefühl der Liebe zu einem jungen Mädchen nicht gestattet, durch einen Antrag auf Entmündigung des Vaters zu ahnden. Die durch Generationen gezüchteten Instinkte, die das Bestehen der Institution der Familie verbürgen, treten zutage, indem der älteste Sohn Claulens es als einen Mißbrauch bezeichnet, daß der Vater in seinem Alter »über diese geheiligte Schwelle« des Hauses, in dem die Mutter einst gewaltet hatte, eine neue Frau führen will, und indem die Familienmitglieder sich gegen die Aufnahme des Mädchens in den Familienverband wehren. Denn daß ein Vater *more maiorum*, nach der Väter geheiligtem Brauch handelt und die Sittlichkeit der Sitte nicht verletzt, verlangt die ihm zuerkannte Würde, hat seine autoritäre Stellung zur Voraussetzung. So sehr die Beziehungen der Kinder zum Vater gefühlsbetont sind, sie werden von materiellen Interessen dirigiert, wie ehemals wird heute noch immer die Vaterschaft erfordert, »weil diese Kinder«, wie Friedrich Engels in seiner Schrift *Der Ursprung der Familie* feststellt, »dereinst als Leibeserben in das väterliche Vermögen eintreten sollen«.

Mit seinem unbeirrbaren Sinn für die Wirklichkeit deckt Hauptmann die Beweggründe auf, von denen die Kinder sich in ihrem Verhalten zum Vater leiten lassen: Sie empfinden als eine Herabwürdigung des Andenkens ihrer Mutter, daß der Vater »Ringe und Schmuckstücke der seligen Mama« an das Mädchen, dem seine Liebe jetzt gilt, verschenken will, aber so stark und aufrichtig das Gefühl der Kränkung darüber auch ist, ihn hält ein anderes die Waage; das der Empörung über die Entziehung dieses und andern ihnen zustehenden Besitzes. In dem Augenblick, in dem die materiellen Güter, die der Vater zwar erworben hatte, aber die er den Kindern als seinen Leibeserben zu vermachen hat, bedroht sind, erklären diese ihn des Rechts auf freie Entschließungen für verlustig. Durch das Sichtbarmachen der Verquickung von Gefühl und Geschäft, von Pietät und Nutzen, die zu einem der Hauptmerkmale der privatwirtschaftlich orientierten Familie geworden ist, wird das Hauptmannsche Schauspiel uns auch sozialpsychologisch überaus wertvoll.

Für die Vorgänge, die dazu führen, daß die Arche, in der die Familientugenden schön und sicher aufbewahrt werden, sofort auffliegt, als sie auf einen mit dem Sprengstoff gegensätzlicher Interessen gefüllten Torpedo stößt, bildet die Liebe

des alten Mannes zu dem jungen Mädchen nur das auslösende Motiv; siele es Claulen ein sein Vermögen für humanitäre Zwecke zu verwenden oder es durch eine Beteiligung der Arbeiter am Gewinn seines Betriebs zu schmälern und so in nicht herkömmlicher Art zu handeln, auch dies würde ihn in einen Kampf mit seinen Kindern verwickeln. In jenem bitteren Kampf, den auch Tolstoj, der große Schriftsteller der russischen Erde, wie er von Turgenjew genannt wurde, mit seiner Familie, als er sich des Besitzes ganz entäußern wollte, führen mußte; durch die Flucht, wie Tolstoj dies getan hatte, sucht auch Claulen sich vor der Familie zu retten, aber nur dadurch, daß er sich vergiftet, kann er sich den Verfolgungen leitens der Familie, die ihn von der Geliebten trennen und in eine Anstalt überführen will, entziehen.

Dies ist der Schluß des Schauspiels in der 5aktigen Fassung der Buchausgabe, die im Verlag S. Fischer erschien. In der Bühnenfassung, in der Max Reinhardt das Schauspiel im Deutschen Theater zu Berlin zur Aufführung brachte, ist der letzte Akt preisgegeben, und Claulen wird in der Schlußszene des 4. Akts nach der erregten Auseinandersetzung mit den Kindern vom Schlag gerührt und stirbt plötzlich. Aus szenischen Gründen glaubte Reinhardt diesen Ausgang wählen zu müssen. Der 5. Akt der Buchausgabe läßt nämlich erkennen, daß Hauptmann sich über die Art des tragischen Endes nicht schlüssig war und für die Katastrophe den Zustand des Wahnsinns in Betracht gezogen hatte, er zeigt Claulen in geistiger Verwirrung, da ist, wie Heine in seiner Shakespearstudie von Lear sagt, »ein Wölkchen im Verstande, welches sich später zur Schwärzesten Geistesnacht verdichten« könnte; sogar die dem Leardrama entlehnte Analogie eines furchtbaren Sturms in der Natur ist vorhanden, mit dem Hauptmann auf einen Ausbruch und auf ein Toben des Wahnsinns bei Claulen vorbereiten wollte. Doch Reinhardts Streichung des 5. Akts bringt sowohl durch die Eliminierung der Flucht und der Verfolgung, wie auch durch das Fehlen der wichtigen Schlußworte: »Sie [die Familie] hat, was sie will«, die Claulen als ein Opfer der Unnachgiebigkeit der Familie bezeichnen, eine starke Akzentverschiebung; diese 4aktige Bühnenfassung macht aus dem Drama einer Familie eine Liebestragödie.

Hauptmann, dessen dichterische Stärke stets war Menschen menschlich zu sehen, bietet auch im letzten dramatischen Werk den Schauspielern für die Darstellung

des Menschlichen sehr dankbare Rollen. Für die Personen des Stücks schafft Max Reinhardt als Spielleiter die Bühnenatmosphäre, in der sie voll zur Geltung gelangen; die Energie, mit der er die Schauspieler zwingt ihre Kunst in Natur zu verwandeln, hat schöpferischen Willen. Werner Krauß gibt dem Mann, der mit 70 Jahren die Kraft und den Mut zur Liebe findet und für eine Sittlichkeit, die sich von der Sitte freimachen will, den Kampf aufnimmt, eine bewunderungswürdige Echtheit bis auf die kleinsten Züge; man sieht einen Menschen, und man erkennt ein Schicksal. In der Rezension, die Theodor Fontane vor 42 Jahren über die Uraufführung des ersten dramatischen Werks von Gerhart Hauptmann, das *Vor Sonnenaufgang* heißt, schrieb, fügte er dem Hinweis, daß die Zuschauer für dieses Stück sich sowohl beim Dichter als auch bei den darstellenden Schauspielern zu bedanken haben, die Bemerkung hinzu: »Es ist erstaunlich, wie viele gute Schauspieler es gibt.« Dieser Hinweis und diese Bemerkung treffen auch für die Aufführung des Schauspiels *Vor Sonnenuntergang* zu. Von den vielen guten Schauspielern, die zum Erfolg des Stücks im Deutschen Theater beigetragen haben, seien wenigstens einige genannt: Helene Thimig, Eleonora Mendelslohn, Maria Koppenhöfer, Eduard von Winterstein, Paul Otto, Oskar Sima.

**Negerdrama** In New York, wo 200 000 Neger leben, suchte man vor einigen Jahren durch ein Verbot und, als sich dieses nicht aufrechterhalten ließ, durch Schikanen, Verleumdungen und Drohungen die Aufführung des Stücks von Eugene O'Neill *Alle Kinder Gottes haben Flügel* zu verhindern. Das Thema des Stücks: die Ehe zwischen einer weißen Frau und einem Neger, erschien unzulässig; sind auch nicht in allen Staaten Nordamerikas, wie dies in den Südstaaten der Fall ist, Ehen zwischen Weißen und Farbigen dem Gesetz nach verboten, so sind sie doch verfehmt, sie werden als schimpflich empfunden und nicht geduldet; die Trennung der weißen Rasse von der Schwarzen, im Leben streng durchgeführt, wollte man auch auf der Bühne nicht aufgehoben haben. Dabei zeigt O'Neill, wie das Zusammenleben der weißen Frau mit dem farbigen Mann sich sehr unglücklich gestaltet, denn die Abneigung, die bei der Frau in der Ehe gegen den Fremdrassigen erwacht, wird immer stärker und läßt sich nicht mehr unterdrücken;

eigentlich müßte die Hervorkehrung der Rassengegensätze und die Demonstrierung ihrer Unverföhmlichkeit den Gegnern der Rassenvermischung eine willkommene These bieten. Sie wird nur dadurch fragwürdig, daß wir es in dem Stück mit einer pathologisch veranlagten Frau, die schließlich in Irrsinn verfällt, zu tun haben, abgesehen davon, daß diese Frau ihrer Vergangenheit nach zur Repräsentantin der Würde des weiblichen Geschlechts weißer Rasse wenig taugt. Und der Neger, mit dem sie sich verheiratet, ist zwar mit einem moralischen Manko nicht behaftet und gewinnt unsere Sympathien, weil er seine Frau rücklichtsvoll behandelt und sie stets, wie es sich für einen Gatten ziemt, in Schutz nimmt, aber er kann in geistiger Hinsicht als ein guter Vertreter seiner Rasse nicht gelten, wir bekommen von seinen intellektuellen Fähigkeiten einen kläglichen Begriff; obgleich er dauernd büffelt, fällt er 5mal durchs Examen. Wäre nicht seine Schwester, die Lehrerin und auf ihr Negertum stolz ist, läge die Annahme nah, die Neger wären untüchtig, fühlten sich minderwertig und dürften auf eine Gleichstellung einen Anspruch kaum erheben. Eine Szene, in der die weiße Frau und der Neger, als sie als Neuvermählte die Kirche verlassen, von Weißen und von Schwarzen angepöbelt, attackiert und angespien werden, zeigt eine Wirklichkeit mit den Zügen, »die Leben malen, nicht es täufchend lügen«, die Dämonen der Rasse sind entfesselt und wüten; das ist Amerika, hier beginnt die amerikanische Tragödie.

In der neuen Literatur über Amerika findet man bestätigt, daß die Sonderung der Rassen dort Zustände geschaffen hat, die die bürgerliche Gleichberechtigung der Neger illusorisch machen. Rassenhaß und Rassenvorurteil trennen die Neger von den Weißen in den Kirchen und auf den Friedhöfen, in den Theatern und in den Restaurants, in den Straßenbahnen und in den Läden, in den Schulen und sogar in den Gewerkschaften. Die Neger sind, wie André Siegfried in seinem vorzüglichen Werk über die Vereinigten Staaten von Amerika durch viele Tatsachen belegt, überall die Stiefkinder. Oder man lese in Georges Duhamels *Scènes de la vie future* das Kapitel nach, das die Tragödien des Alltags ergreifend schildert, denen die Neger, »immer Gefangene ihrer Haut«, nicht entrinnen können, 10½ Millionen Neger, die die Vereinigten Staaten bevölkern.

Das Stück O'Neills, das in der Übersetzung von Rita Matthias die Arbeits

gemeinschaft Berlin in einer Nachtvorstellung im Theater am Schiffbauerdamm aufführte, zeigte uns zu lebendiger Zeit, daß Amerika, von dem noch Goethe in dem *Zahnen Xenion* 1827 meinte, »du halt es besser als unfer Kontinent, das alte«, von einem Streit gestört und von einem Problem beunruhigt wird, dessen Lösung, wie wir Duhamel beipflichten möchten, »für eine wahre Zivilisation ein wichtigerer Sieg wäre als die Durchstechung der Landenge von Panama, als die Erbauung einer Stadt oder die Erfindung einer neuen Flugmaschine«. Herbert Berghof als Neger Jim und Heinz Stroux als Regisseur verdienen Anerkennung.

#### Totenliste

Am 18. Dezember 1931 erlag der Operndarsteller *Leo Schützendorf* in Berlin einem Herzschlag. Er ist nur 45 Jahre alt geworden und war ursprünglich eine der großen Hoffnungen der deutschen Opernbühne, denn sein Gesang diente lebendigster dramatischer Gestaltung. Er war der erste deutsche Boris Godunow (in der unvergeßlichen Aufführung der Berliner Großen Volksoper), er kreierte auch Alban Bergs *Wozzek*, seine drastischste Rolle war die des Kommerzienrats in Richard Strauß' *Intermezzo* (das Urbild dieser Gestalt ist nun auch vor kurzem gestorben). Leider hielt Schützendorf sich sonst von Übertreibungen und Publikumszweck nicht fern, er verwendete seine guten Gaben nicht immer in richtiger Weise. Dann aber konnte er wieder in manchen Gestalten und an manchen Abenden völlig überzeugen. Eine besonders gute Leistung war seine letzte: die des Teufels in Jaromir Weinbergers Oper *Schwanda*. Und grade damals kam es zum Konflikt, da Schützendorf die Rolle preisgab, um Operette zu spielen und sich leichte Triumphe zu holen. Von da ab war er der Opernbühne verloren. Man wird ihn seiner früheren Leistungen wegen in gutem Gedenken behalten.

Am 11. Januar 1932 erlag *Josef Jarno*, 65 Jahre alt, der Grippe. Er gehörte zu den bedeutendsten Schauspielern der jüngstdeutschen Naturalistischen Schule der neunziger Jahre. Er war in jener Erstaufführung von Max Halbes *Jugend*, die Siegmund Lautenburg in einer Matinee des Berliner Residenztheaters herausbrachte, der polnische Kaplan Allen, die in jener Sturmzeit der Freien Bühne diese denkwürdige Aufführung mit Rudolf Rittner, Vilma von Mayburg und Jarno erlebten, wurde es klar, daß eine neue Schauspielergeneration zu einer neuen

Aufgabe berufen war. Sie fand dann ihren eigentlichen Wirkungskreis im Jahr darauf im Deutschen Theater, das Otto Brahm programmatisch zur Bühne Ibsens und Hauptmanns machte. Auch hier wirkte Jarno mit. Seine Kunst ging stets im Ganzen auf, nie auch nur ein leiser Anflug von Schaulpielerei. Eine besondere Freundschaft verband Jarno mit Strindberg, der sich damals, noch fast unbekannt, in Berlin aufhielt; und nichts spricht mehr für Jarno als die Tatsache, daß er sich für diesen größten Geist des ausgehenden 19. Jahrhunderts einsetzte, 1899 ging Jarno von Berlin fort, um die Leitung des Joleffstädter Theaters in Wien zu übernehmen. Dort spielte er für sein Publikum Schwänke, blieb aber gleichwohl Strindberg treu. In Wien ging er auch eine Ehe mit Hanli Niele ein, jener urechten Wienerin, die jetzt in Berlin eine neue künstlerische Heimat fand.

**Kurze Chronik** Ein großer Wechsel ist in der Leitung der *Berliner Theater* eingetreten und wird sich in der nächsten Spielaison auch künstlerisch auswirken. Max Reinhardt hat die Direktion des Deutschen Theaters, die er 26 Jahre geführt hat, niedergelegt. In der Ansprache, die er vor den Vertretern der Presse hielt, setzte er die Gründe auseinander, die ihn zum Verzicht auf die Theaterdirektion veranlaßt hatten. »Mein Entschluß wurzelt«, erklärte er, »in einer tiefen und mehr und mehr unüberwindlich gewordenen Abneigung gegen das Unternehmertum.« In die Führung des Deutschen Theaters werden sich künftig Rudolf Beer, bisher Direktor des Deutschen Volkstheaters in Wien, und Karl Heinz Martin, der sich als künstlerischer Leiter der Berliner Volksbühne große Verdienste erworben hat, teilen. Zum Leiter der Berliner Volksbühne wurde an Martins Stelle Heinz Hilpert, der zur Spielleitung des Deutschen Theaters gehörte, zum Direktor des Schillertheaters Fritz Hirsch, die ehemaligen Theater Reinhardts, das Theater am Kurfürstendamm und Die Komödie, wird Moritz Lederer, bisher Leiter der Reibaro, übernehmen. ◊ Zum Nachfolger Beers in Wien wurde Rudolf Jahn gewählt, er wird außer dem Deutschen Volkstheater auch das Raimundtheater leiten. ◊ Ein *Zigeunertheater* ist in Kalchau in der Tischehollowakei gegründet worden; Gründer, Leiter und Schauspieler dieses Theaters sind Zigeuner, die ihren Stammesgenossen dramatische Werke der Weltliteratur in der Zigeunersprache vorführen werden.

## KULTUR

### Landwirtschaft / Hans Wilbrandt

**Wettervorherlage** Der größte Unsicherheitsfaktor in der Landwirtschaft ist die Gestaltung des Wetters. Zwar ist es der Forschung gelungen meist ganz brauchbare Wettervorherlagen für den nächsten Tag auszuarbeiten, bis in die neueste Zeit fehlte es aber an einer Voraussicht auf längere Zeiten, wie sie für die jeweiligen landwirtschaftlichen Betriebsdispositionen (mindestens 10tägige Kenntnis des zu erwartenden Witterungsverlaufs), darüber hinaus aber auch für die ganze Betriebseinrichtung, für den Pflanzenanbau und die Pflanzenpflege wie auch für die Marktgestaltung (mehrmonatige Voraussichten) dringend erwünscht wäre. Es ist daher ein großes Verdienst Franz Baur, des Professors und Leiters der Staatlichen Forschungsstelle für langfristige Witterungsvorherlage in Frankfurt, systematisch versucht zu haben eine langfristige Witterungsvorherlage wissenschaftlich zu ermöglichen. Es ist ihm, wie er im April in den Blättern für Landwirtschaftliche Marktforschung berichtete, einmal gelungen aus der Witterungsvorgeschichte mit praktischer brauchbarer Eintreffwahrscheinlichkeit Witterungsvorherlagen für etwa 10 Tage abzuleiten. Die im Sommer und Frühjahr 1931 versuchsweise gemachten Voraussagen, die wegen ihrer Neuheit vorsichtshalber nur einem beschränkten Kreis von Interessenten mitgeteilt wurden, sind sämtlich eingetroffen. Bereits diese ersten Witterungsvorauslagen brachten einigen Landwirten, denen sie bekannt gegeben wurden, großen praktischen Nutzen, weil durch sie Schäden infolge erwarteter nasser Witterung durch beschleunigte Ernte sehr stark vermindert werden konnten. In diesem Jahr ist die weitere Vervollkommnung dieser Vorauslagen so weit gediehen, daß vermutlich vom 5. Juli ab 10tägige Vorherlagen des wahrscheinlichen Witterungsverlaufs für Norddeutschland westlich der Oder und Süddeutschland veröffentlicht werden. Naturgemäß ist diese Veröffentlichung auch in diesem Jahr noch als Versuch anzusehen. Immerhin erwartet Baur ein zumindest 80prozentiges Eintreffen der Vorherlage. Viel Arbeit ist für diese Vorauslagen nötig. Sie sind auf den Erfahrungen von täglichen Beobachtungen von 38 Jahren in einer großen Zahl von Ländern der Welt aufgebaut. Noch wichtiger wird aber vielleicht die ebenfalls von Baur

versuchte langfristige Witterungsvorherlage werden. Es wurde festgestellt, daß zwischen der Solarkonstante (Wärmemenge, die einem Quadratcentimeter an der Grenze der Atmosphäre von der Sonne zugestrahit wird) und dem Sonnenfleckenzyklus Beziehungen bestehen, andererseits auch zwischen Sonnenfleckenbewegung und Niederschlagshöhe im Hochsommer. Daraus läßt sich schließen, daß beispielsweise der Hochsommer (Juli und August) 1932 im größten Teil Deutschlands trocken sein wird. Eine für die Ernte dieses Jahres sehr wichtige Voraussage. Tritt die Trockenheit nämlich tatsächlich ein, so ist mindestens bei Sommergetreide, Hackfrüchten und auch bei den Grünländereien mit einem starken Ertragsausfall zu rechnen, und das ganz besonders, da der Winter 1931-1932 bereits ungewöhnlich trocken war, und das Fehlen der Winterfeuchtigkeit im Boden durch die Frühjahrsfeuchtigkeit nur zum Teil ausgeglichen werden konnte.

**Futterpflanzen für leichten Boden** Durch die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre sind die landwirtschaftlichen Betriebe mit leichten Böden, vor allem im Osten Deutschlands, besonders stark betroffen worden. In den Zeiten des Wirtschaftsaufschwungs vor dem Krieg und auch noch nach dem Krieg bis in die Inflation hinein war es lohnend nicht nur die bereits früher in erster Linie mit Roggen bebauten Böden intensiver zu bewirtschaften, das heißt vor allem den Kartoffelbau auszudehnen, sondern auch noch neue Böden, die vorher mit Wald bestanden oder Ödland waren, in Ackerkultur zu nehmen. Es sind nicht unerhebliche Flächen, um die die landwirtschaftliche Nutzfläche in den letzten 40 Jahren auf diese Art vergrößert wurde. Freilich blieben diese schlechtesten Böden immer "Grenzertragsböden", das heißt ihre Erträge deckten zwar wohl durchschnittlich die Aufwendungen, für eine Bodenrente reichte der Ertrag der schlechtesten Böden aber nicht aus. Die Umkehrung der wirtschaftlichen Entwicklung in den letzten Jahren, der starke Preisfall, hat dazu geführt, daß nicht nur die auf manchen leichten Böden vorher erzielbaren Renten nicht mehr zu erhalten sind, sondern auch die Produktionskosten bei bisheriger Wirtschaftsweise nicht mehr gedeckt werden können. Infolgedessen wird immer wieder der Ruf nach Wiederaufforstung dieser schlechtesten Böden laut. Fraglos werden größere Flächen brachgelegt und eventuell

aufgeforscht werden müssen. Aber andererseits ist es doch auch in den letzten Jahren gelungen Pflanzen ausfindig zu machen, deren Kultur auch auf sehr leichten Böden noch wirtschaftlich ist.

Vor allem ist hier die *bitterstofffreie Lupine* zu nennen, eine Züchtung Reinhold von Sengbülchs im Kailer-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg in der Mark. Während die Lupine bisher in der Hauptlache nur zur Gründüngung und zur Samengewinnung verwendet wurde, und das Stroh, soweit es nicht untergepflügt wurde, nur in beschränktem Maß als Schaffutter, sonst aber nur als Streu brauchbar war, ist die bitterstofffreie Lupine, ebenso wie anderes Grünfütter oder Heu, ohne besondere Nachteile oder Vergiftungserscheinungen, wie sie die Verfütterung der gewöhnlichen Lupine hervorrufen kann, verwertbar. Dadurch wird so manchem Betrieb mit leichtem, trockenem Boden und ohne Grünland, der bei alter Betriebsweise nicht mehr existenzfähig war, die Lebensfähigkeit erhalten bleiben. Allerdings wird die bitterstofffreie Lupine wohl erst 1934 oder 1935 so stark vermehrt sein, daß man Saatgut im freien Handel erhält. Vorläufig ist daher diese so wichtige Pflanze nicht viel mehr als eine Hoffnung.

Den Arbeiten Arthur Konekamps in Landsberg an der Warthe ist es zu verdanken, daß eine andere Futterpflanze für den leichten Boden, nämlich die *Sonnenblume*, steigende Bedeutung erlangt. Sie soll nicht nur für die Grünfütterung sondern vor allem für die Heritellung von Gärfütter für den Winter angebaut werden. Auf trockenen leichten Böden, auf denen Futterrüben nicht gebaut werden können, ist sie jetzt eine der wichtigsten Futterpflanzen, die auch dem Mais wegen ihrer Fähigkeit Dürrezeiten zu überstehen oft überlegen ist. Der wärmebedürftigere Mais kommt auf den leichten Böden erst dann zur Entwicklung, wenn der Wassergehalt des Bodens schon zu gering ist, während die früher ausläbare Sonnenblume (am besten hat sich die weißsamige ungarische Sonnenblume bewährt) im Wachstum durch Frost nicht geschädigt wird und daher noch die auf den leichten Böden ziemlich bald zurückgehende Winterfeuchtigkeit ausnutzen kann. Die Futtererträge der Sonnenblume, die am besten im September bei voller Blüte geerntet wird, sind bei richtiger Kultur sehr hoch und übertreffen sogar die des Mais. Es läßt sich aus ihnen ein leicht verdauliches Gärfütter für den Winter

herstellen. Ihr Anbau hebt die Benachteiligung von Betrieben mit leichten Böden, Spätfrösten und Trockenzeiten im Frühjahr und Vorommer auf, weil man trotz den ungünstigen Vorbedingungen bei Sonnenblumen Erträge gewinnen kann, die denen von Futterrübe und Mais auf anderen Böden ebenbürtig sind.

Die letzte, neuerdings stark an Bedeutung gewinnende Futterpflanze für leichten Boden ist *Topinambur*. Topinambur, ein ausdauerndes Wurzelgewächs, bildet einmal Knollen, die weniger Stärke- als zuckerähnliche Stoffe enthalten und ebenso geerntet werden können wie Kartoffeln. Daneben werden die Stengel der Topinambur 1 bis 1½ Meter hoch und können als Grünfütter beziehungsweise ebenso wie die Sonnenblume durch Silage als Gärfütter verwendet werden. Gegenüber der Kartoffel hat Topinambur den großen Vorteil, daß er viel anspruchsloser ist, und daß es überhaupt keine Topinamburkrankheiten gibt. Außerdem ist Topinambur absolut widerstandsfähig gegen große Dürreperioden auf leichten Böden. Er läßt zwar dann vorübergehend die Blätter hängen, beim ersten Regen wächst er aber wieder weiter. Infolge dieser Eigenschaften können auf leichtem Boden mit Topinambur bei geringerer Pflegearbeit und geringerem Aufwand für Kunstdünger sicherere, ebenso große, ja teilweise größere Ernten an Knollen erzielt werden als bei Kartoffeln. Dazu fällt noch die große Ernte an Grünmasse in den Stengeln und Blättern an. Damit sind aber die Vorteile des Topinambur noch nicht erschöpft. Während man Kartoffeln vor Beginn des Frostes ernten muß, sind Topinamburknollen frostunempfindlich und können, wenn man sie im Herbst nicht ernten will, in irgendeiner frostfreien Periode zu Anfang des Winters bis April geerntet werden. Ja, man braucht sie nicht einmal zu ernten, sondern man kann Schweineherden, insbesondere Zuchtschweinen, sozusagen eine Topinamburweide geben, indem man die Schweine in frostfreien Herbst-, Winter- und Frühjahrsperioden die Topinamburknollen selbst aus dem Boden wählen läßt. Dabei erübrigt sich für niedertragende Sauen fast jedes Nebenfütter. Der Topinamburanbau wird nur dadurch erwert, daß man ihn von Feldern, wo er einmal gebaut war, nur sehr schwer wieder herunterbringt. Auch wenn alle Knollen aus dem Boden entfernt werden, bleiben doch Wurzelreste übrig, die im nächsten Frühjahr wieder auskeimen. Will man dort eine andere



Frucht bestellen, läßt man auf Schwierigkeiten. Man kann aber auch aus dieser Not eine Tugend machen und die Topinamburfelder oder -weiden jahrelang stehen lassen, muß dann im 2. und 3. Jahr eine starke Auslichtung vornehmen, weil sonst der zu dichte Bestand die Knollenbildung hemmt. Es sei noch darauf verwiesen, daß Topinambur für menschliche Ernährung eine beliebte Gemüsepflanze darstellt. Der Anbau aller dieser Pflanzen ergibt neue Möglichkeiten der Betriebsweise auf leichten Böden, die gerade jetzt von großer Wichtigkeit sind.

**Kurze Chronik** An Stelle Prätorius von Richthofens wurde *Eberhard Graf von Kalckreuth* in den vorläufigen Reichswirtschaftsrat berufen.  $\diamond$  Der Münchener Privatdozent *Gerhard Reinhold* wurde Extraordinarius für Forstpolitik, Forstgeschichte und Forstverwaltung an der Universität Gießen, als Nachfolger des verstorbenen Ordinarius *Heinrich Wilhelm Weber*.  $\diamond$  Der Minister *Heinrich Steiger* wurde am 18. Mai 70 Jahre alt. Als Landwirtssohn hatte er die landwirtschaftliche Laufbahn ergriffen und war dann lange in landwirtschaftlichen Organisationen in Hannover tätig. Seit dem Jahr 1925 leitete er das preußische Landwirtschaftsministerium.

#### Außenkolonisation / Herman Kranold

**Indien: Volks-  
ernährung** Der Direktor für Landwirtschaft der Vereinigten Provinzen und Leiter der Zuckerrohrforschungsanstalt in Schahjhanpur G. Clarke begründete kürzlich in einer Rede die Notwendigkeit in Britisch Indien die Nahrungsmittelproduktion zu vermehren. Nach der Agrarstatistik stehen für den Kopf der Bevölkerung in Indien etwa 4800 Quadratmeter landwirtschaftlich nutzbare Fläche zur Verfügung, das heißt ungefähr die Hälfte der Fläche, die in den Vereinigten Staaten von Amerika oder Frankreich auf den Kopf der Bevölkerung kommt. Das neu erschlossene anbaufähige Land in Indien reicht weiterhin nicht mehr aus, um den zusätzlichen Bedarf zu decken, der durch das schnelle Bevölkerungswachstum geschaffen wird. Die Lösung des Ernährungsproblems kann daher nur in einer Steigerung der Erträge des bereits angebautes Landes gefunden werden. Diese ist allerdings schwierig, aber ein sorgfältiger weiterer Ausbau der landwirtschaftlichen Technik wird über manche Hindernisse hinweghelfen

können. Insbesondere ist Gründung größten Umfangs als ein billiges Mittel zur Verbesserung der physikalischen Bodenbeschaffenheit und zur Erhaltung eines ausreichenden Stickstoffvorrats im Boden zu empfehlen. Auf Grund der bisher in einzelnen Spezialitäten, zum Beispiel im Zuckerrohranbau, erzielten Fortschritte kommt Clarke zu der Schätzung, daß es möglich sein dürfte innerhalb einiger Jahrzehnte die Nahrungsmittelerzeugung unter Einsatz aller Hilfsmittel um etwa 30 % zu steigern. Da in den letzten 10 Jahren die indische Bevölkerung jährlich um etwa 1 % zugenommen hat, so würde allerdings das Ergebnis dieser Schätzung keine Aussicht auf eine Verbesserung der Lebensmittelversorgung in Indien eröffnen, solange der Bevölkerungszuwachs nicht aufhört oder mindestens ein wesentlich langsames Tempo annimmt als bisher. Mit einer solchen Verlangsamung ist aber schon wegen der Erfolge in der Bekämpfung der Sterblichkeit fürs erste kaum zu rechnen. Infolgedessen kann sich in absehbarer Zeit der trotzlose heutige Ernährungszustand der großen Volksmassen in Indien bestenfalls nur außerordentlich langsam bessern.

**Algin** Das im Handel vorkommende Algin ist, wie einer Notiz der in Trinidad erscheinenden *Tropical Agriculture* zu entnehmen ist, eine Natriumverbindung von Alginsäure, die in weitverbreiteten tropischen Seetangen in der Familie der *Laminaria* vorkommt. Diese Seetange werden zunächst einmal auf Jod verarbeitet; zu diesem Zweck werden sie mit kaltem Wasser extrahiert. Dem äußern Anschein nach bleibt der Tang dabei unverändert, er besteht dann in der Hauptfache aus Zellulose und Alginsäure. Diese ist unlöslich in Wasser, während das Natriumalz in kaltem Wasser langsam löslich ist. Dieses Natriumalz hat im allgemeinen die selben Eigenschaften wie Gummi arabikum, aber die Klebrigkeit (Viskosität) einer 2prozentigen Alginlösung ist ebenso hoch wie die einer 50prozentigen Lösung arabischen Gummis. Algin wird hauptsächlich in der Textilindustrie verwendet. Die Gewebe werden in eine Lösung getaucht, aus der dann durch Umwandlung des Algins in seine Säure im Gewebe selbst der Stoff wieder ausgefällt wird, wodurch die Imprägnierung walchecht, und das Gewebe wasserficht wird. Die Produktion ist namentlich in denjenigen tropischen Küstengegenden von Bedeutung, in denen Tang der genannten Art in größeren Mengen vorkommt.

**Saatgutlagerung** Ein Aufsatz G. E. L. Spencers, der im Dezember 1931 in *Tropical Agriculture* erschien und *Seed Storage and Germination* betitelt ist, geht von der Beobachtung aus, daß in tropischen Klimaten namentlich dann die Keimkraft von Saatgut durch längere Lagerung sehr zu leiden pflegt, wenn der Same erhebliche Mengen von Fett enthält. Bei Zuchtversuchen mit Sojabohnen und Erdnüssen haben sich diese Mängel ständig gezeigt, und Spencer hat deshalb Versuche mit Kaltlagerung von Saatgut dieser beiden Kulturpflanzen gemacht. Ein Teil wurde bei Temperaturen von  $12\frac{1}{4}$  bis  $15\frac{1}{2}$  ° Celsius bis zu 10 Monaten gelagert, ein anderer bei der Temperatur des Verluchtsorts (Saint Augustine auf Trinidad /Weltindien/). In Abständen von 2 zu 2 Monaten wurden dann Proben des Samens Keimversuchen unterzogen. Bei Sojabohnen ergab sich ein Prozentsatz der Auskeimungen zwischen 96 und 100% für die kühlgelagerte Saat; für die ohne Temperaturschutz gelagerte dagegen sank die Auskeimzahl von 99% nach 2 Lagermonaten auf 83, 59, 19 und 11% nach 4 respektive 6, 8 und 10 Lagermonaten. Die selben Reihen lauteten für Erdnüsse bei gekühlten Proben auf 96, 97, 100, 100 und 93%, bei nichtgekühlten auf 96, 93, 91, 90 und 82%. Bei Sojabohnen war also der Vorteil der Kühlung sehr hoch, aber bei den Erdnüssen sind »die Unterschiede keineswegs so auffallend, wiewohl die prozentuale Keimungszahl bei gewöhnlicher Lagerung hinter derjenigen bei Kühlung zurückzubleiben scheint«, und dieser Vorsprung des gekühlten Saatguts liegt immerhin außerhalb der statistischen Fehlergrenze. Das Ergebnis der Versuche ist also interessant genug, um ihre systematische Fortsetzung und Ausdehnung zu rechtfertigen. Davon kann unter Umständen eine Verbilligung der tropischen Pflanzgutzucht und eine erhebliche Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeit der tropischen Agronomie erwartet werden.

**Erzählungen** Sehr anschaulich schildert Ramón J. Sender in dem von G. H. Neuendorff gut übersetzten Memoirenroman *Iman: Der Kampf um Marokko* /Berlin, Der Bücherkreis/ die Erlebnisse eines spanischen Legionssoldaten im Krieg mit Abd el Krim. Es ist unheimlich, wie fühlbar beim Lesen die Atmosphäre von Blut, Schmutz und Angst wird, in der die Kämpfer lebten und starben. Das Buch war wahrhaftig des Übersetzens wert.

Ebenfalls ein starkes Erlebnis, gleichzeitig ein ergiebiges, ist E. M. Forsters Roman *Indien* (ausgezeichnet überetzt von Paul Fohr /Berlin, Paul Neff/, leider mit viel Druckfehlern). Es handelt sich um die niederdrückenden Schicksale von Engländern, die die gläserne Wand (nicht durchbrechen, das wäre unmöglich, aber doch) umgehen, die zwischen Eingeborenen und kolonialer Herrenkaste in Britisch Indien steht. Dieser Roman ist ganz besonders zu empfehlen. Er lehrt die Unverförmlichkeit der Menschen auf dem indischen Halbkontinent tiefer und vollere verstehen als viele lange Bücher systematischer Soziologie Indiens; er zeigt aber gleichzeitig auch, wie schwierig es den Indern werden dürfte im Rahmen einer schließlich wirklich errungenen Selbstbestimmung ärgerte politische Katastrophen zu vermeiden und zu verhüten, daß der Bürgerkrieg zur Staatseinrichtung wird. Alles das ist außerordentlich plastisch und eindringlich, psychologisch fein und mit unerfrocken ehrlicher Feststellung auch der Ausweglosigkeit der gegenwärtigen Lage geschildert, mit einer innern Unparteilichkeit, die von dem menschenbrüderlichen Zusammengehörigkeitsgefühl beider Nationen getragen und rein erhalten ist.

Die *Palästina*-erinnerungen des amerikanischen Pastors Klaas Jacob Strate-meier, die im Selbstverlag in Grundy Center /Iowa/ erschienen, tragen zur Kenntnis des Heiligen Landes als eines Brennpunkts kolonialisatorischer Leistung nichts bei sondern ergeben sich in Gemeinplätzen einer oberflächlichen Theologie, die zu Sinclair Lewis' Elmer Gantry noch ein nettes Ergänzungskapitel liefern könnte. So wird der messianische Glaube der Juden mit folgendem genialen, wenn auch ungrammatischem Urteil erledigt: »Reue und Buße über das Verbrechen an den Messias Gottes will dabei nicht aufkommen.« Warum sind diese Juden auch nicht Christen nach den guten Sitten von Grundy Center /Iowa/? Den traurigen Konflikt an der Klagemauer in Jerusalem schildert der Verfasser also: Er begann, »als die Mohammedaner es sich erlaubten diese Scheidelinie zu ver-wischen. Das konnten sich die Juden ihrer Meinung nach nicht gefallen lassen... So kam es zu blutigen Zusammenstößen, und überall im Lande loderte der blutige Religionskampf auf. Es hatte derselbe natürlich seine Wurzel in dem ausge-sprochenen Fanatismus beider Religions-körper.« Und so weiter. Also ein Beleg für Heinrich Heines welthistorisches Diktum vom Rabbi und vom Mönch,

Äußerst ansprechend plaudert Eugène Pujarniscle in *Philoxène* (Paris, Firmin-Didot & Cie.) über *koloniale Literatur*. Er stellt der Sorte klischeehaft erzählender Literatur, die bloß äußerlich in den Kolonien spielt und in Frankreich den besten buchhändlerischen Erfolg hat, jene sehr viel besser die koloniale Wirklichkeit darstellenden Erzähler gegenüber, denen leider nur ein begrenzter Publikumserfolg beschieden ist. Dabei wird eine ganze Reihe kolonialer Probleme in interessanter und aufschlußreicher Weise erörtert. Besonders fesselnd und gleichzeitig amüßant ist das Kapitel über die exotische Liebe, die auch die Frage der Rassenmischung gut behandelt. Über den Unterschied der germanischen und der französischen Kolonisationsmethoden, über die Rassengefühle, über die "höhere" Zivilisation der Weißfarbigen, über die Bedeutung der Kolonien für die Entfaltung der nationalen Moral finden sich gute Bemerkungen. »Die koloniale Solidarität und die Pflichten, die sie mit sich bringt, verbinden alle Völker der weißen Rasse und nicht nur diejenigen einer bestimmten Nationalität mit einander... Niemals wird man sehen, daß ein wahrer "Kolonialer" sich freut, wenn eine fremde, sogar rivalisierende Nation in einer Kolonie einen Rückschlag erleidet.« Auf das ungewöhnlich ergiebige Buch wird man noch zurückgreifen.

**Propaganda** Eine sehr hübsche Propagandabroschüre über *Indochina* ließ die französische Regierung auf der diesmaligen Leipziger Frühjahrmesse verbreiten: *L'Indochine Française*. Sie bietet auf 32 Seiten mit vielen netten Bildern eine wirklich anziehende Beschreibung dieser fernöstlichen französischen Besitzung.

Ernst Schenk brachte eine umfangreiche Propagandalchrift der Landwirtschafts-Abteilung der canadischen Staatsbahnen deutsch heraus, unter dem Titel *Canada: Anleitung zur praktischen Landwirtschaft und Siedlung* (Berlin, Paul Parey). Sie ist in den 244 Abbildungen sehr gut geraten, im Text aber leider nicht auf den neuesten Stand gebracht. Vielfach fühlt man sich zu instruktiven Vergleichen mit deutschen landwirtschaftlichen Verhältnissen angeregt. Die Ertragsangaben, die oft nicht einmal Roh- und Reinerträge klar scheiden, sind ein besonders schwacher Teil des Buchs. Für die Mängel entschädigen aber der besonders lebhafteste Ton der Schilderung und die umfängliche Berücksichtigung alles dessen, was der praktische Landwirt wissen will.

**Kurze Chronik** Trotz der Krise auf dem Weltkapitalmarkt konnte eine Reihe von Kolonien in letzter Zeit größere *Anleihen* zu bemerkenswert günstigen Bedingungen unterbringen, so Mauritius 0,6 Millionen Pfund Sterling zu 5 % (Kurs 98,5%), Uganda 2 Millionen zu dem selben Zinsfuß (Kurs 96 %), die canadische Provinz Ontario 20 Millionen Dollars zu 5,5 % (pari), Nordrhodensien 850 000 Pfund Sterling zu 5 % (Kurs zum Teil 94, zum Teil 96½ %). Auf der selben Linie liegt es, daß in Ägypten eine Bank für Landwirtschaftskredit mit einem Kapital von 20 Millionen Mark begründet werden konnte, an der, durch die Deutsche Orientbank, auch die deutsche Bankwelt beteiligt ist. ◊ Belgien hat in Antwerpen ein *Institut für Tropenmedizin* eröffnet. ◊ Das britische Empire Marketing Board hat rund 320 000 Mark für einen 5jährigen Plan zur Entwicklung der *Reisforschung* in Indien ausgeworfen. ◊ Eine aus Neuguinea stammende, besonders großwüchsig *neue Zuckerrohrorte* ist in Florida angebaute worden; man erwartet von ihr eine Revolution der Rohrzuckererzeugung. Es wird aber noch jahrelang dauern, bis ein klares Ergebnis der Versuche vorliegen wird. Die berühmten javanischen Zuckerrohrorten, deren Ausfuhr streng verboten war, sind auf dem Weg des Schmuggels jetzt nach Westindien gekommen. Mit dem Anbau dieser Sorten ist nun begonnen worden. ◊ Im Kolonialwirtschaftlichen Komitee wurde ein Arbeitsausschuß der *Silberzeuger* gebildet. ◊ In *Tripolitanien* sind 1926 bis 1930 jedes Jahr durchschnittlich 128 Kilometer *Makadamchaulse* neu gebaut worden. In Deutschland würde das pro Jahr 6,4 Millionen Mark kosten. Also eine recht achtbare Leistung. ◊ Unter der Rubrik *La vie coloniale britannique* brachte der *Essor Colonial et Maritime* (Brüssel) am 20. August 1931 2 Nachrichten aus den *portugiesischen* Gebieten Mosambik und Makao. Das heißt man das Kind unfreiwillig beim richtigen Namen nennen.

**Literatur** André Maurois' *Biographie Lyautey* (Paris, Plon) muß jeden Leser fesseln (siehe auch den Artikel Vielhabers, in diesem Band Seite 509). Nicht nur durch die Kunst Maurois' sondern durch die Persönlichkeit des Helden (der von dem Verfasser durchaus als solcher aufgefaßt wird). Hubert Lyauteys Werk als Kolonifator in Indochina, Madagascar und Nordafrika ist im letzten Grund ein,

trotz aller bei französischen Generalen selbstverständlichen Unterordnung der Militärs unter die zivilen Gewalten, durchaus unbürgerliches Heldenleben, und der Schaffenswille ist bei Lyautey so stark, daß sich diese Epopöe des schöpferischen Menschen für den, dem die Dokumente zugänglich sind, fast von selber schreibt. Aber Maurois hat nun aus dieser seiner großen Gelegenheit auch alles gemacht, was daraus zu machen war, und so wird das Dämonisch-Menschliche dieses Erzeugers des neuen Marokko in seinem Buch gradezu unheimlich lebendig. Wie früh der Europäische Gedanke in Lyautey lebte und for, bezeugt einer seiner Jugendbriefe, in dem es hieß: »Wenn die Nachbarn, die schon auf unser [der Franzosen] Verschwinden rechnen und uns schon . . . als zu vernachlässigenden Faktor betrachten, eines schönen Tages feststellten, daß wir wiedererstanden sind! Vielleicht wäre dann die paradoxe russische Allianz nicht mehr nötig, vielleicht könnte man dann von neuem auf das einigste, logische, historische Europa losmarschieren, das von der langsame Arbeit der Jahrhunderte vorbereitet wurde, und das der Brudermord von 1870 zerbrach wie ein Ei in der Schale.« Und Maurois bemerkt mit Recht dazu: »Das ist die Idee einer französisch-deutschen Verständigung, eine Idee, die Lyautey teuer ist, der an Deutschland immer seinen sozialen Sinn, seine Liebe zur kollektiven Anstrengung und zur Hingabe an den Staat bewundert hat.« Jung gewohnt, alt getan. Die Nachricht vom Kriegeausbruch 1914 kommentierte Lyautey inmitten seines Stabs mit dem Ausruf: »Aber sie sind toll! Sie sind toll! Ein Krieg unter Europäern ist ein Bürgerkrieg. Das ist die riesigste Eiselei, die die Welt jemals begangen hat.« Den Geist der Kolonisationsarbeit dieses Schöpfers kennzeichnet am besten sein Ausspruch mitten im Krieg: »Wohin ich gekommen bin, es war, um aufzubauen . . . Hinter unseren Truppen begannen die Länder, dem Frieden zurückgegeben, von Straßen durchfurcht, zu leben, der wirtschaftliche Austausch ging dem Austausch der Ideen voran.« Austausch der Ideen. In der Tat, Lyautey hat den Europäerhochmut nicht nur in den Formen seines Umgangs mit den Eingeborenen sondern auch in seinen Entscheidungen von sich abgetan und damit als machtvollste Figur der neuzeitlichen Kolonialpolitik jene Methode recht in Schwung gebracht, die die Eigenleistung der Eingeborenen zum eigentlichen Träger der kolonialen Entwicklung macht. Ein schönes Buch.

### Lebensgestaltung / Hedwig Steinkopf

**Wochenende** Unter dem Druck der Notverordnungen sind wir in den letzten Jahren äußerst lparlam geworden, auch mit der Verwendung unserer Freizeit haben wir gut haushalten gelernt. Das Wochenende, das sich seit einigen Jahren in Deutschland nach angelsächsischem (diesmal gutem) Mutter eingebürgert hat, ist für den Großstädter von ganz besonderer Bedeutung, gilt es doch während dieser Zeit genug frische Luft aufzunehmen und neue Kraft für eine ganze Woche Großstadtarbeit zu sammeln. Diese Sehnsucht nach frischer Luft und Sonne hat die Wochenendbewegung hervorgerufen, und aus Gewohnheit und Arbeit hat sich eine wahre Wochenendkultur entwickelt. In Berlin konnte man im letzten Monat sehen, wie groß die Armee der Wochenendler geworden ist; ungeheure Menschenmengen strebten ins Freie. Berlin ist allerdings mit seiner wunderschönen Lage, seinem Kranz von Seen, seinen Wäldern wirklich ein Paradies und kann jedem Geschmack und Geldbeutel etwas bieten. Wer gar nichts ausgeben kann, und eine Menge unfreiwilliger "Dauerwochenendler" befindet sich in dieser Lage, kann sich wenigstens Ruhe und Erholung in den großen Volksparks der Stadt holen. Die Berliner Stadtverwaltung hat in dieser Hinsicht wirklich Erhebliches geleistet. Im Norden zum Beispiel ist ein ganz großer Parkkomplex entstanden, der sich aus 4 schönen Parkanlagen zusammensetzt. Hier gibt es ein Familienbad, Stadion, Spielwiesen, Planfchbecken, wunderschöne Blumenanlagen (ganz besonders im Juni, wenn alle Rosenhecken in Blüte stehen) und auch Wildgehege, in denen Rehe und Hirsche äßen und sich von all den kleinen "Weddingkindern", die nicht in den Zoologischen Garten gehen können, ruhig mit großen Augen bestaunen lassen. Ein sehr beliebtes Sonntagsziel, das auch nicht teuer ist, ist das altberühmte Treptow. Hierhin zieht Vater mit Mutter und der Kinderschar, mit "Stullen" und Decken bepackt. Denn hier sind die großen Spielwiesen, auf denen sich jeder nach Herzenslust tummeln kann, hier gibt es noch die alten Restaurants, in denen der alte Brauch, daß Familien Kaffee kochen können, noch nicht gebrochen ist, und abends kann man das berühmte Feuerwerk "Treptow in Flammen" genießen. Übrigens muß ganz besonders betont werden, daß Mann und Frau zusammen hinaus-

ziehen. Es wäre ganz undenkbar, daß der Mann sich etwa selbständig machen wollte. Dies soll eine ganz besonders gute Eigenschaft der Berliner sein. Daraus erklärt sich wahrscheinlich auch die berlinische Spezialität der "Herrenpartie" am Himmelfahrtstag. Ein einziges Mal im Jahr ziehen die Männer allein los, und diese so seltene Begebenheit muß deshalb gefeiert werden. Sehr beliebt bei den Berlinern sind auch die Dampferpartien. Man setzt sich, möglichst schon an der nächstgelegenen Spreebrücke, in einen der hübschen Dampfer und genießt dann die ebenso schöne wie interessante Fahrt durch Berlin und dann die Schönheit der Havelseen oder der Dahme mit ihrer langen Seenkette oder auch den Müggelsee. Hier draußen sind die vielen Freibäder, in denen all die Schwimma- und Sonnenbrandwütigen (und deren gibt es in Berlin sehr viel) sich der Sonne und dem Wasser aussetzen können. Am beliebtesten von allen Berliner Freibädern ist der Wannsee. Es hat den Anstrich eines mondänen Weltbads, den Ruf des größten Binnenseebads der Welt; vielfach überstieg die Besucherzahl an einem Sonntag die 50 000, der Rekord waren 78 000 an einem Tag. In diesem Jahr ist in Wannsee alles besonders schön und festlich, denn das Bad feiert das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens. 25 Jahre gibt es also in Berlin ein erlaubtes "Familienbad". Vor einem Vierteljahrhundert war es wirklich eine unerhörte Neuheit. Bis hinauf nach Ostpreußen drang die Kunde von dem Bad, vor dem Kinder ausbezogen wurden, die dann von bade lustigen Damen und Herren, die gern für einen Tag eine Familie bilden wollten, gemietet wurden. Heute werden in Wannsee übrigens auch wieder Kinder ausbezogen, aber nur um die kleinen Geschöpfe, die sich in dem Menschengewühl verirrt haben, sicher zu ihren Eltern zurückzubringen. Zum Wannseebad gehört aber nicht nur der Strand mit dem echten Seeland, der eigens auf Kähnen angeschleppt wurde, sondern auch ein schöner großer Spiel- und Sportplatz; daneben gibt es auch große Liegewiesen im Wald. Noch viel schöner ist es ja, wenn man sein ganzes Wochenende draußen verbringen, das heißt also im Zelt oder sogar im eignen Häuschen übernachten kann. Die Wanderer und Wasserportler ziehen schon am Sonnabendnachmittag hinaus in einsamere Gegenden, wo sie vor dem allergrößten Andrang

der Sonntagsausflügler sicher sind. Es gibt Gegenden, in die nur die kleinen Sportboote eindringen können, schon ein kleines Motorboot kann da nicht mehr hinkommen. Hier wird dann das Zelt aufgeschlagen, und der Sonntag nur mit Essen, Baden und Schlafen zugebracht, so daß man wirklich ausgeruht in die große Stadt zurückkehrt. Andere, die kein Boot haben und nicht besonders wanderlustig sind, ziehen in die Zeltstadt. An verschiedenen Stellen der Ufer einiger großer Seen sind diese merkwürdigen Siedlungen entstanden, die während des ganzen Sommers stehen bleiben. Die Zelte, die auf einem seltenen Boden stehen, sind mit allem Nötigen und Unnötigen versehen, vor den Fenstern befinden sich sogar Miniaturblumenbretter mit den entsprechenden Blumentöpfen. Jeder bringt noch möglichst seinen Radio- oder Grammophonapparat mit, die dann einen ohrenbetäubenden Lärm verursachen. Denn wenn der Nachbar Musik macht, muß man unbedingt den eignen Apparat in Betrieb setzen. Diese Unart findet sich übrigens in allen Wochenendkolonien, sogar auch im Freibad.

Das Ideal ist das eigne kleine Wochenendhaus mit dem dazugehörigen Garten. In dieser Erkenntnis hat man sich bemüht Typen des Wochenendhauses zu schaffen, die es auch dem kleinen Mann ermöglichen so ein Häuschen zu erstellen. In verschiedenen großen Ausstellungen hat man sich mit dem Wochenende beschäftigt. Im Mai wurde in Berlin eine neue Ausstellung unter der Devise »Sonne, Luft und Haus für alle« eröffnet. Sie will dem Wochenende neue Anhänger gewinnen und Anleitung zum richtigen Wochenende geben. Eine andere Abteilung widmet sich dem Kleingarten. Eine weitere wiederum dem Wochenendhaus. Auf dem großen Freigelände hat man einen Terrassengarten angelegt, der aus kleinen Blumengärten und den dazugehörigen Lauben besteht. Ganz besonders interessant ist aber die Abteilung der Wochenendhäuser. Hier ist ein ganz neuer Typus geschaffen worden, das "wachsende Haus". Von einer Kernzelle ausgehend, die für die ersten Ansprüche ausreicht und gar nicht teuer herzustellen ist, kann man später das Haus nach Wunsch durch Anbau vergrößern, ohne daß die architektonische Einheit gestört wird. Wenn sich dieser Typus durchsetzt, kann die ganze Wochenendbewegung in ein neues Stadium rücken, sich den wirtschaftlichen Verhältnissen stetig anpassen.

Eine sehr hübsche Zusammenstellung der verschiedenen Arten das Wochenende zu verleben bringt der Orell-Füßli-Verlag in Zürich 1931 in seinem Schaubuch *Wochenende*, und was man dazu braucht. Man kann hier alles finden, vom Fahrrad bis zum prächtigen Wochenendauto. Ganz besondere Aufmerksamkeit hat man dem Wochenendhaus gewidmet und einige sehr eingehende Pläne dem Büchlein beigegeben, das, mit 71 Bildern ausgestattet, von Adolf Behne eingeleitet und erläutert ist.

An dieser Stelle sei auch des Films *Kuhle Wampe* gedacht (siehe die Rundschau *Bewegungskunst*, in diesem Band Seite 477). Wenn er seiner eigentlichen Tendenz auch nicht ganz genügt, so macht er jedenfalls eine vorzügliche Propaganda für Wochenendleben und Körperfreude. Über 500 Arbeiterportler haben mit viel Liebe und Idealismus an diesem Film gearbeitet.

**Sport** In der bürgerlichen Sportbewegung herrscht in der letzten Zeit große Aufregung. Man hat "gereinigt", das heißt man hat einige Sportgrößen disqualifiziert. Merkwürdig ist nur, daß dieses Sauberkeitsbedürfnis, das übrigens bei den im bürgerlichen Sport herrschenden Zuständen durchaus verständlich ist, so kurze Zeit vor der Olympiade entsteht und ausgerechnet aus Amerika stammt. Es gibt ein sehr strenges Amateurgefetz, das nur gestattet dem Sportler die Reise- und Aufenthaltskosten zu ersetzen. Daß dieses Gefetz allzu oft und überall übertreten wurde, ist ein offenes Geheimnis. Eine allgemeine Säuberungsaktion wäre deshalb nur zu wünschen, aber, wie gesagt, eine allgemeine. Es ist nicht richtig nur 2 Sportler, nämlich Jules Ladoumègue und Paavo Nurmi, die beiden gefährlichsten Konkurrenten, auszuschließen. Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch bedauerlich, daß gerade die deutsche Sportbehörde das Material zum Ausschluß Nurmis lieferte, alle anderen Länder waren taktvoll genug sich beizeiten aus dieser peinlichen Affäre zu ziehen. Der finnländische Körpersportverband verlieh die Goldmedaille für den besten und erfolgreichsten Sportler des Jahres diesmal wieder an Paavo Nurmi, der sie schon mehrfach erhalten hat. Dies war eine vorweggegebene Antwort auf die Disqualifizierung Nurmis, die aus einer falschen Konvention erfolgte.

Für den Tennisweltkampf wird jetzt in den verschiedenen Ländern gerüftet. Frank-

reich, das seit Jahren im Besitz des Davispokals ist, gedenkt diesmal wieder seine hervorragenden Spieler vorzuschicken, um den Pokal unfrem Kontinent zu erhalten; den besten Tennisspieler der Welt Henri Cochet sowie den "Alligator" René Lacoste, der von jahrelanger Krankheit genesen ist.

Ein Meister, den niemand mehr kennt, ist Hermann Müller. Er feierte Mitte April sein 30jähriges Sportjubiläum. Müller war berühmter Weltrekordgeher und Marathonläufer. Er errang die Meisterschaften von Deutschland, Böhmen, Ungarn und Österreich und insgesamt 600 Preise. Heute ist er ein abgehärmter Eisverkäufer im Berliner Sportpalast.

**Kurze Chronik** Das Problem der *Freizeitgestaltung* der Arbeitslosen wurde am 9. Mai von Fritz Klatt und Günter Krolzig im Berliner Rundfunk erörtert. Klatt will die Arbeitslosigkeit zu einer neuen elementaren Denk- und Sprechschulung, zu physischer und künstlerischer Bildung, insbesondere auch in der Musik, nutzen. Am nächsten Tag wurde die Aussprache fortgesetzt, und eine Hörerin betonte, es sei mindestens für arbeitslose Frauen doch zweckmäßig, wenn sie praktisch Brauchbares erlernen, zum Beispiel Hauschneiderei. ◊ Der Deutsche Tierchutzverein besteht jetzt 91 Jahre. Er bemüht sich um eine Verbesserung der ungenügenden *Tierchutzbestimmungen* im neuen Strafgesetzbuch, bis jetzt ohne Erfolg. Er vergibt Medaillen, zum Beispiel an verdiente Pferdepfleger, und sucht so das Verständnis für den Tierchutz zu heben. Wie es um unser Verhältnis zu den Tieren bestellt ist, hat Julie Schloffer in ihrem schönen Buch *Die unbekanntenen Brüder* uns gezeigt (siehe die Rundschau *Biologie*, in diesem Band Seite 274). ◊ In Berlin ist das alte berühmte *Café Jolly* der Wirtschaftsnot zum Opfer gefallen. Es hat 139 Jahre existiert und im Berliner Leben eine erhebliche Rolle gespielt. Auch Politiker und sozialdemokratische Publizisten fanden sich dort in den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts oft zusammen, und mancher politische Gedanke ist dort erzeugt und erörtert worden. ◊ In Landeshut am Riesengebirge tötete ein 26jähriger Gewerbeoberlehrer sein Kind, das wenige Monate, nachdem er sich verheiratet hatte, zur Welt kam; aus *falscher Scham*, damit nicht sein Liebesverhältnis vor der Ehechließung bekannt würde. Dies geschah im Jahr 1932.

# Jeder Leser,

dem die Arbeit der Sozialistischen Monatshefte wichtig erscheint, bemühe sich ihnen

# einen weitem Abonnenten

zu verschaffen und so ihre Mittel zu vergrößern. Niemals war es **notwendiger** als jetzt, beim Abbau alles Geistigen, die Wirksamkeit der Zeitschrift zu **erhöhen**. Und **jeder** kann das, wenn er sich nur ein wenig Mühe gibt.

## PENSION CHARLOTTENHOF

Ahrenshoop an der Ostsee

Körperliche und seelische Erholung sowie Ruhe zu geistiger Arbeit (Schreibmaschine zur Verfügung) finden Sie im CHARLOTTENHOF

Meer, Dünen, Wald, Bodden und Dorf sind von großer eigenartiger Schönheit

In jeder Jahreszeit reizvoll

Verlangen Sie bitte Prospekt

# Zehn Jahre Internationale Arbeitsorganisation

Die **Internationale Arbeitsorganisation** hat vor kurzem das zehnte Jahr ihrer Tätigkeit vollendet. Das Internationale Arbeitsamt veröffentlicht nunmehr eine grundlegende Schrift über

## Wesen, Aufgaben und Arbeiten der Organisation

Ein Vorwort des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes, Albert Thomas, leitet das Werk ein.

Mit dieser ca. 500 Seiten starken Schrift hat das Internationale Arbeitsamt ein

## Standardwerk der internationalen Sozialpolitik geschaffen.

Aus dem Inhalt: **Wesen und Aufgaben**  
**Das Werk + Die Ergebnisse + Die Beziehungen**

Preis: in Ganzleinen gebunden Mk. 12,50 zuzüglich Porto

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch das Berliner Zweigamt des  
**Internationalen Arbeitsamtes, Berlin NW 40, Scharnhorststr. 35**

Dr. Rudolf Treuenfels, Breslau, schreibt der Zeitschrift „Deutsche Republik“ am 3. August 1931:

„Ihre Zeitschrift ist so ausgezeichnet und nimmt so einheitlich und vollkommen denjenigen Standpunkt ein, der kritisierend und vorwärtsweisend in der gegenwärtigen Lage not tut, daß ich Sie bitten möchte, die folgenden Persönlichkeiten zu einem Abonnement einzuladen . . .

. . . möchte ich nochmals betonen, welche Wohltat es schon seit langem, ganz besonders aber in diesen Wochen ist, Ihre unerschrockenen, dabei in Ihrem Tone zugleich vornehmen und geistvollen Analysen aller Zeitgeschehnisse zu finden.“

**Kennen Sie schon die**

## „Deutsche Republik“?

Wir machen Ihnen ein **Vorzugsangebot!** Für die nächsten 3 Monate geben wir Ihnen die Zeitschrift statt zum regulären Bezugspreis von 5,70 RM. für 13 Hefte **zum Ausnahmepreis von 3,— RM.** Bestellen Sie noch heute

**An den Verlag der Republikanischen Union G. m. b. H.  
Frankfurt a. M., Liebfrauenberg 37**

Ich bestelle auf die nächsten 3 Monate die Wochenschrift „Deutsche Republik“ zum Vorzugspreise von 3,— RM.

Name: .....

Wohnort: ..... Straße: .....



Soeben erschien der 2. Band der Europa-Dokumente:

## Reparationen und interalliierte Schulden

**Von der Hoover-Erklärung zur Lausanner Konferenz**

Unser Verlag bringt die Europa-Dokumente heraus in der Absicht, ein Arbeitsinstrument für den Politiker und jeden politisch Interessierten, der sich mit den großen Fragen der Europäischen Organisation beschäftigt, zu schaffen.

Am Vorabend der Lausanner Regierungskonferenz veröffentlichen wir die sämtlichen, seit Erklärung des Hoover-Feierjahres herausgekommenen amtlichen Schriftstücke und Debatten, sowie die wichtigsten Urteile und Resolutionen der Sachverständigen.

Außer den Regierungserklärungen und dem diplomatischen Notenwechsel sind auch die vor den Parlamenten und in der sonstigen Öffentlichkeit abgegebenen Äußerungen der führenden Staatsmänner — Brüning, Mac Donald, Laval, Tardieu, Snowden, Mussolini, Hoover, Stimson usw. — auszugsweise wiedergegeben, sowie die wichtigsten Parlamentsdebatten in Deutschland, Frankreich und Amerika. Auch die Schlußfolgerungen der beiden Baseler Sachverständigenberichte fehlen nicht. Schließlich ist auch das Material über die Stillhalteverhandlungen betreffend die deutsche Privatverschuldung zum Teil mit herangezogen.

Preis brosch. RM. 3,—

**Verlag der Europäischen Revue**  
**Berlin SW 68, Wilhelmstraße 37-38**

